



Warum verzichten arme Menschen auf Gesundheitsleistungen?

Ein heterogenes Publikum hat an der 4. Nationalen Tagung Gesundheit & Armut brisante Forschungsergebnisse diskutiert. Die Nachlese dazu auf Seite ► 4



Das Thema Alter in den Medien

Wie Schweizer Zeitungen über die alternde Gesellschaft berichten, zeigt ein Forschungsprojekt des Instituts Alter. ► 16



Inhalt



Nationale Tagung bietet Diskussionsstoff: Der Verzicht auf Gesundheitsleistungen kommt die Gesellschaft teuer zu stehen.



Umfassende Studie zur Ausbildung: Was unsere Studierenden während dem Bachelorstudium beschäftigt.

Foyer

- 4 Wenn Armutsbetroffene Gesundheitsleistungen nicht in Anspruch nehmen
- 6 Nachruf zum Hinschied von Ruth Brack
- 7 Soziale Arbeit ist... Gastbeitrag von Maike Lex

Aula

- 8 Studieren unter Einbezug von Bevölkerung, Fachpersonen und Klientel
- 11 Das Mentoring-Programm: Neues ausprobieren, wegweisende Fragen stellen
- 14 Notizen

Forschungsstätte

- 16 Wie Altwerden zur Bedrohung wurde – die alternde Gesellschaft in Zeitungen
- 18 Langzeitstudie zum Bachelorstudium: Was belastet und wer unterstützt?
- 22 Skizzen
- 23 eingetaucht | aufgetaucht: Barbara Marti – Mit Heroin das Leben leben

«Fachfragen haben wir weniger besprochen, die konnte ich bei meiner Arbeit klären. Wenn es aber Fragen zur Organisation, zu Strukturen, Abläufen und Vorgehen gab, war ich froh meine Mentorin hinzuziehen zu können. Sie verfügt über breite Erfahrung, da sie Einblick in mehrere Sozialdienste hatte.»

► BFH-Absolventin Sarah Seiler im Interview: S. 11



Zufriedener Wirtschaftspartner: Ein Unternehmer erzählt von seinen Erfahrungen mit einem Job-Coaching-Projekt.

Werkstatt

- 24 Qualität in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Arbeitsintegration
- 28 Welche Rolle spielt «authentisch sein» bei Fachpersonen in Kindesanhörungen?
- 30 Bildungsbeitrag von sozialpädagogischen Fachpersonen an Tagesschulen

Netz

- 32 «Auch wer nicht zu den Leistungsstärksten gehört, muss eine Chance erhalten!» – Interview mit Roger Lemp, Inhaber der Auto Lemp AG in Attiswil

Kalender

- 34 Tagungen, Events, Infoveranstaltungen
- 35 Impressum

Abo-Service:
bfn.ch/soziale-arbeit/impuls



Prof. Dr. Dieter Haller
Abteilungsleiter Master
dieter.haller@bfh.ch

Liebe Leser*innen

Sie erleben gerade einen Ausnahmement: Der Geruch nach Druckfarbe, das Gefühl Papier in den Händen zu halten, es umzublättern ... Wohl nicht nur für uns an der Hochschule ist das Magazin «impuls» zur Ausnahme geworden, weil wir seit mehr als einem Jahr fast ausschliesslich digital kommunizieren. Kommunikation, die sich mit allen Sinnen erleben lässt, ist nicht mehr alltäglich.

Zwar zeigen Befragungen unserer Studierenden, dass der digitale Unterricht vordergründig gut gelingt. Doch was geschieht hintergründig, wenn wir uns nur noch zweidimensional anschauen und über Lautsprecher hören?

Wir hatten bisher Glück: Im Frühling und im Herbst 2020 starteten wir den Unterricht jeweils im Präsenzsetting und mussten erst im Laufe des Semesters auf digitale Formen umschwenken. Meine Erfahrung war, dass diese Präsenzmomente, wenn sich Studierende und Dozierende real begegnen, einander zuhören, ansehen und begutachten, eine Grundlage für die digitalisierten Unterrichtswochen schufen. Für die in Bildungsprozessen nötige Resonanz war dies besonders wichtig. Lernen ist ja dann wirkungsvoll, wenn Lehrende und Lernende einander bewegen – etwa in den wertvollen Momenten, wenn das Reflektieren von Theorien, Forschungsergebnissen und Erfahrungen im Praxisalltag Staunen, Neugier oder den Hunger nach mehr auslöst. Diese Momente tragen viel dazu bei, dass sich Handlungskompetenzen im Hinblick auf die Berufsausübung in der Sozialen Arbeit weiter aufbauen. Wir alle haben im Pandemiejahr in Bezug auf digitale Kommunikation dazu gelernt. Das jetzt laufende Semester, in welchem sich die Unterrichtsresonanz von Beginn weg digital entwickeln muss, ist nochmals Neuland.

Sie, liebe Leser*innen, können mit dem vorliegenden «impuls» die Vorzüge des Analogen geniessen und dies erst noch mit gutem Gewissen: Wir drucken unser Magazin seit dieser Ausgabe bei der nachhaltigsten Druckerei des Landes, der Vögeli AG in Langnau. Viel Vergnügen!



Das «impuls» ist jetzt ein Cradle to Cradle®-Druckprodukt! Alle verwendeten Inhaltsstoffe wurden bis zu Sublieferanten ökotoxikologisch geprüft und schädigen weder Mensch, Tier noch Natur. Cradle to Cradle® gilt als höchster Ökodruckstandard weltweit.

Wenn Armutsbetroffene Gesundheitsleistungen nicht in Anspruch nehmen



Prof. Dr. Pascal Coullery



Prof. Dr. Eva Soom Ammann

Die 4. Tagung «Gesundheit und Armut» brachte am 21. Januar ein heterogenes Publikum aus der ganzen Schweiz zusammen. Mit dem Verzicht auf Gesundheitsleistungen aus finanziellen Gründen stand ein gesellschaftspolitisch, ökonomisch und ethisch brisantes Thema im Fokus. Die diversen Perspektiven auf das Thema animierten dazu, Lösungsansätze anzudenken.

Die Tagung, die von den beiden BFH-Departementen Gesundheit und Soziale Arbeit gemeinsam organisiert und von knapp zwanzig regionalen und nationalen Partner*innen des Gesundheits- und Sozialwesens mitgetragen wird, musste vom Frühsommer 2020 coronabedingt auf den Januar 2021 verschoben und in den digitalen Raum verlegt werden. Rund 140 Tagungsteilnehmer*innen verfolgten dort online die Referate, Workshops und Podiumsgespräche, um den Fragen nach den Ursachen und Folgen eines Verzichts armutsbetroffener Personen auf medizinische Leistungen nachzugehen.

Sie taten dies mit Akteur*innen aus Wissenschaft, Bildung, Politik und Verwaltung, aber auch mit den eigentlichen Expert*innen in dieser Frage: Armutsbetroffene Personen, die in ihrem Alltag immer wieder auf gesundheitliche Leistungen verzichten müssen, weil das Geld fehlt. Die Tagung wurde live aus der Eventfabrik Bern in deutscher und französischer Sprache übertragen. Die Tagungsteilnehmer*innen konnten über den Live-Chat Fragen an die Referent*innen und Podiumsteilnehmer*innen stellen – ein Angebot, das rege genutzt wurde.

Bestätigung der Problematik ...

Die Forschung belegt es seit Jahrzehnten immer wieder aufs Neue: Die Chancen für ein gesundes und langes Leben sind ungleich verteilt und hängen stark vom sozio-ökonomischen Hintergrund ab – auch in wohlhabenden Ländern wie der Schweiz. Armut macht zunächst krank und erschwert danach auch den Gesundungsprozess.

Wenigstens, so könnte man denken, haben wir hierzulande ein gutes Gesundheitswesen, das allen zugänglich ist, auch Menschen, die in Armut leben. Doch aktuelle Forschungen der Universität Genf konnten klar identifizieren, dass wirtschaftliche Gründe der Hauptfaktor für den Verzicht auf Gesundheitsleistungen sind. Dies zeigte Dr. Silvia Stringhini in ihrem Referat. Im Vordergrund stehen Kostenbeteiligungen (Selbstbehalt und Franchisen), aber auch Behandlungen, die keine Pflichtleistung der Krankenversicherung darstellen und deshalb aus dem eigenen Sack bezahlt werden müssen. Bei einem tiefen

Einkommen können solche Ausgaben ein Problem sein, die Angebote des Gesundheitswesens sind nicht auf Geringverdienende zugeschnitten, wie die Gesundheitsökonomin Dr. Maria Trottmann festhielt.

«Der Selbstbehalt ist zu hoch», bestätigte die armutsbetroffene Gina Z. am Podium von ATD Vierte Welt (ATD steht für «All Together in Dignity», deutsch «Gemeinsam für die Würde aller») die Befunde der Wissenschaft. Christian V. seinerseits legte den Finger auf diese Leistungslücken: «Als Kind konnten wir uns keinen Zahnarzt leisten». Eine weitere Erhebung der Universität Genf zeigt: Ist die wirtschaftliche Gesamtsituation schwierig, was jetzt während der Corona-Pandemie ausgeprägt der Fall ist, werden Personen in prekären Situationen gezwungen, zunächst die Miete zu bezahlen und sich bei der Ernährung und den Gesundheitsleistungen einzuschränken.

Armut macht krank, Krankheit kann aber auch arm



Podiumsgespräch mit Armutsbetroffenen

machen. Ein Workshop der OST Ostschweizer Fachhochschule machte deutlich, dass ein Teil der krebsbetroffenen Patient*innen eine massive Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse erlebt. Das kann dazu führen, dass Medikamentenverordnungen nicht eingehalten oder Arztbesuche unterlassen werden. Die armutsbetroffenen Personen auf dem Tagungspodium schilderten eindrücklich, wie kurz der Weg in die Sozialhilfe nach einem Arbeitsunfall, einer Erschöpfungsdepression oder einer chronischen Erkrankung sein kann. Die Lebensgeschichte von Susanne F., die Medizin studiert und danach als Ärztin eine eigene Praxis geführt hat, führte allen vor Augen, was wir zwar intuitiv wissen, aber gerne verdrängen: Ein solches Schicksal kann jede und jeden von uns treffen.

... und Auftrag zugleich

Auf der Ebene der Lösungsansätze schien rasch ein Konsens darin zu bestehen, dass Massnahmen sowohl auf der Verhaltens- wie auf der Verhältnisebene ansetzen müssen: Der Workshop 2 wurde gemeinsam von der BFH und der Universität Bern durchgeführt. Hier wurde zwar festgestellt, dass Personen, die auf Gesundheitsleistungen verzichten, häufiger eine niedrige Gesundheitskompetenz haben. Gleichzeitig war aber auch klar, dass die Lösung nicht in (isolierten) Interventionen zur Stärkung der Gesundheitskompetenz bestehen kann, da diese nur wenig Wirkung zeigen.

Erfolgreiche Interventionen, so eine Schlussfolgerung des Workshops, berücksichtigen zwingend auch die Veränderungen der Lebensumstände. Damit ist ein optimaler Massnahmenmix gefordert, der aber wegen erswerter Umstände nicht einfach zu finden ist, wie verschiedene Tagungsbeiträge zeigten: So droht gemäss Nicolas Galladé, Sozialvorsteher der Stadt Winterthur, die Gefahr, dass Personen, die weder Gesundheits- noch Sozialhilfeleistungen beziehen, «vom Radar verschwinden» und kaum oder zu spät erreicht werden.

Eine Knacknuss dürfte auch die Ambivalenz darstellen, die in den Voten der armutsbetroffenen Personen am Podium von ATD Vierte Welt verschiedentlich zum Ausdruck kam: Sie wünschen sich auf der einen Seite mehr Beratung und Begleitung, mehr Vertrauenspersonen, die Zeit zum Zuhören haben, um auf Augenhöhe gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Auf der anderen Seite haben sie mit Ämtern und Behörden nicht nur positive Erfahrungen gemacht oder sind zumindest von negativen Bildern geprägt. Sie bringen deshalb ein Mass an Misstrauen und Angst vor staatlicher Einmischung und Beschränkung ihrer Entscheidungsfreiheit mit, das die Unterstützung nicht einfacher macht. So stellte Gina Z. fest, sie werde jetzt bald eine AHV-Rente erhalten und sei «froh, vom Sozialamt abgelöst zu werden», und Jean-Pierre G. doppelt mit der Bemerkung nach, er sei «erst im letzten Moment zum Sozialamt gegangen».

Diese nachvollziehbare Ambivalenz kristallisiert sich als eine der grossen Herausforderungen für die Gesundheits- und Sozialpolitik und nicht zuletzt für die Soziale Arbeit heraus: Armutsbetroffene Personen in Gesundheitsthemen zu befähigen, ohne in einen «Gesundheitspaternalismus» zu verfallen, wie es der Sozialethiker Dr. Wolfgang Bürgstein nannte, ist herausfordernd für Fachpersonen.

Ausblick

Die Coronakrise dürfte Entwicklungen verstärken, die die Chancengleichheit im Zugang zu Gesundheitsleistungen für Personen in wirtschaftlich prekären Verhältnissen weiter verringert. Diese Entwicklungen müssen sichtbar gemacht werden, indem die Wissenschaft der Politik fundierte Analysen und Kenntnisse der relevanten Zusammenhänge bereitstellt.

Diese Arbeit ist umso wichtiger, als die Politik, wie Nationalrat Felix Wettstein am politischen Podium feststellte, auch heute noch dazu tendiert, Armut mit Selbstverschulden zu erklären und das Hauptproblem des Gesundheitswesens in einer Kostenzunahme zu sehen. Er führte weiter aus: Nach dieser politischen Logik gelte es die Kostenzunahme durch finanzielle Zugangsbarrieren, wie höhere Kostenbeteiligungen, einzudämmen – und dies sei für Armutsbetroffene fatal. Kurz: Es besteht nach wie vor Handlungsbedarf auf verschiedenen Ebenen, um die Gesundheitsversorgung für Armutsbetroffene zu optimieren. Die 4. Nationale Tagung «Gesundheit und Armut» war deshalb ein Zwischenschritt, aber sicher nicht der Endpunkt in einer Diskussion, die es zwingend weiterzuführen gilt. ■

Prof. Dr. Pascal Coullery, Dozent

pascal.coullery@bfh.ch

... unterrichtet Recht und Sozialpolitik im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit und verantwortet mehrere Weiterbildungs-Studiengänge im Bereich Soziale Sicherheit.

Prof. Dr. Eva Soom Ammann, Dozentin

eva.soomammann@bfh.ch

... arbeitet am Departement Gesundheit im Fachbereich Pflege in Lehre und Forschung. Eines ihrer Schwerpunktthemen ist Diversität und Ungleichheit in der Gesundheitsversorgung.



Teilnehmer*innen des politischen Podiums



Nachruf zum Hinschied von Ruth Brack, 1933–2020

Am 3. Dezember 2020 ist Ruth Brack nach langer Krankheit in Thun gestorben. Sie war eine der Pionierinnen der modernen Sozialen Arbeit in der Schweiz und eine wichtige Figur für die BFH, bei der sie bis zur Pensionierung 1993 arbeitete.

Ruth Brack absolvierte in Zürich die Schule für Soziale Arbeit und besuchte in den 1960ern während zweier Jahre an einer Universität in Denver (USA) Weiterbildungen. 1965 war sie Mitbegründerin der ersten Schule für Sozialarbeit, die im Kanton Bern eine Vollausbildung anbot, der Reformierten Heimstätte Gwatt am Thunersee. Sie bildete unter Ruth Brack in sozialer Gruppen- und Gemeinwesenarbeit aus. 1975 wurde die Schule mit der Berner Abendschule für Soziale Arbeit zusammengelegt. Ruth Brack spielte auch in der neuen Schule, der Vorgängerin des heutigen Departements Soziale Arbeit der BFH, eine wichtige Rolle und baute die Abteilung Weiterbildung auf.

Sie konzipierte und leitete in Bern den Lehrgang für Dozent*innen, der von 1981 bis 1983 im Auftrag der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Schulen für Soziale Arbeit (SASSA) stattfand. Zu den Absolvent*innen gehört auch der Autor dieses Nachrufs. Federführend war Ruth Brack, Silvia Staub-Bernasconi, Werner Obrecht und Walter Amsler realisierten als Mitverantwortliche das anspruchsvolle Konzept. Der Lehrgang leistete einen Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung der Praxis. Das Anliegen war, qualifizierten Nachwuchs als Dozent*innen für die Ausbildungen an Hochschulen zu gewinnen. Die meisten Absolvent*innen fanden eine Anstellung in der Lehre. Ruth Brack konzipierte Aufbaulehrgänge für Praktiker*innen. Ihr Fokus

lag auf der Vermittlung von Handlungstheorien und ihrer praxisnahen Umsetzung. Ihr roter Faden war die fachlich-ethisch begründete Steuerung der Interaktionen zwischen Sozialarbeiter*innen und Klient*innen.

Das Informatikzeitalter weckte ihr Interesse, sie brachte 1984 aus den USA einen Macintosh-Computer nach Hause und widmete sich fortan der informatikgestützten Aktenführung, über die sie auch Fachbücher schrieb. Sie publizierte unter anderem 1994 «Das Arbeitspensum in der Sozialarbeit», ein Beitrag, der die Arbeitsbelastung im Beruf thematisierte. 2003 folgte das Buch «Minimalstandards für die Aktenführung in der Sozialarbeit». Gemeinsam mit dem Autor dieses Nachrufs brachte sie 2009 die 4. und letzte Auflage des Buches «Aktenführung in der Sozialarbeit» heraus.

Während vieler Jahre war Ruth Brack für das ökumenische Frauenbildungszentrum in Morogoro in Tansania aktiv. Mehrmals war sie vor Ort und half bei Instandhaltung und Renovation der Infrastruktur. Auch organisierte sie das Fundraising des Unterstützungsvereins in der Schweiz.

Ihr Engagement gründete auf der Feststellung: «Nur mit wissenschaftlichen Grundlagen kann sich die Soziale Arbeit weiterentwickeln». Am Schluss ihres Beitrags für das Buch «Wir haben die Soziale Arbeit geprägt» schrieb sie: «Dass man heute sogar einen Master in Sozialer Arbeit machen kann, stimmt mich hoffnungsvoll. Aber nun müssen andere dafür sorgen, dass es in der richtigen Richtung weitergeht. Ich finde, ich habe meinen Teil geleistet.» All jene, die mit ihr zusammenarbeiteten, haben dies versucht, wohl bis heute wissend, was sie ihr und ihrem Pionierinnengeist zu verdanken haben.

Autor: **Kaspar Geiser**, Prof. FH em. ZHAW, dipl. Sozialarbeiter

Literatur mit einer Auswahl von Ruth Bracks Publikationen

- Avenir Social (2011). «Wir haben die Soziale Arbeit geprägt». *Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen von ihrem Wirken seit 1950*. Bern: Haupt, S. 147–159.
- Brack, Ruth & Geiser, Kaspar (2009). *Aktenführung in der Sozialarbeit*. Bern: Haupt.
- Brack, Ruth (2002). *Minimalstandards für die Aktenführung in der Sozialarbeit – Vorschlag zur Vereinheitlichung der Erfassung von Merkmalen zu Klient- bzw. Beratungsdaten*. Luzern: interact.
- Brack, Ruth (1991). *Das Arbeitspensum in der Sozialarbeit. Ein Beitrag zur Klärung der Arbeitsbelastung*. Bern: Haupt.
- Brack, Ruth (1998). Die Erschliessung von externen Ressourcen. In: *Sozialarbeit, Die Fachzeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Soziokulturelle Animation*. Heft Nr. 5, März. Bern: Schweiz. Berufsverband Soziale Arbeit SBS (Hg.), S. 12–24.
- Brack, Ruth (1996). «Reflektieren» (Nachdenken über ...) – die wissenschaftliche Begründung einer alten sozialarbeitsspezifischen Methode. In Beat Schmocker, (Hg.). (1996). *Liebe, Macht und Erkenntnis. Silvia Staub-Bernasconi und das Spannungsfeld Soziale Arbeit*. Luzern: Interact; Freiburg i.Br.: Lambertus, S. 174–198.
- Brack, Ruth (1997, 4. Auflage). *Methoden der Sozialarbeit. In Fachlexikon der sozialen Arbeit*. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hg.). Frankfurt a.M.: Eigenverlag, S. 642–645.

Soziale Arbeit ist...

von Maike Lex



Maike Lex ist künstlerische Leiterin und Geschäftsführerin am Schlachthaus Theater Bern und dort seit 2010 tätig. Im April und Mai 2021 veranstaltet das Theater das Projekt «Schlachthaus Theater im Quartier» mit verschiedenen Theaterformen im öffentlichen Raum im Westen von Bern.

Die Kolumne bietet eine Carte blanche für Fachfremde und öffnet den Blick für das, was sie mit Sozialer Arbeit verbinden oder was an ihrer Arbeit sozial ist.

Der Begriff der *Sozialen Arbeit* ist für mich stark verbunden mit der konkreten Erinnerung an meine Zeit an der Fachhochschule für Soziale Arbeit in Ludwigshafen am Rhein. Ich arbeitete dort als wissenschaftliche Assistentin mit einer wahrhaft «unerschrockenen Professorin» zusammen. So nannte sie der Dekan der Fachhochschule, als wir in ein Gespräch mit ihm und einem Stadtrat gebeten wurden. Diese Beschreibung auf Dr. Andrea Lutz-Kluge war treffend. Gemeinsam hatten wir mit den Studierenden eine Langzeitrecherche zum Thema Wohnungslosigkeit gemacht. Im letzten Semester stand eine praktische Arbeit an und was wir vorhatten, stiess auf einige Besorgnis im Rathaus.

Andrea und ich hatten uns ein paar Jahre zuvor im Rahmen des Projekts *Zollhof 4* kennengelernt. Für dieses Projekt hatte ich in Ko-Leitung ein Theaterprojekt mit Bewohner*innen eines Hochhauses entwickelt, welches am Rheinufer stand. Über Monate hinweg hatten wir zu Geschichte des Hafengeländes und Umnutzung von öffentlichen Räumen recherchiert und zig Gespräche geführt. Wir sind in dem Hochhaus buchstäblich von Tür zu Tür gegangen und haben mit allen, die dazu bereit waren, biografische Interviews gemacht: Vom jungen Liebespärchen, zu kleinen WGs über viele Alleinlebende bis hin zu sonderbaren Stockwerkbünden. Die zentrale Frage, die uns beschäftigte und aus der schliesslich die Idee zu unserer Theaterperformance geboren wurde, war: Wie könnte man das alte Hafengelände neben dem Hochhaus umgestalten? Wir wollten Utopien entwickeln.

Was in diesem Prozess herauskam, war erstaunlich. Mir ist unter anderen die wunderschöne Idee in Erinnerung geblieben, auf dem ehemaligen Zollhof einen Wald anzupflanzen. Was für eine nahliegende, verrückte Idee von einem Bewohner, der eine ausgestopfte Hyäne in

seinem verrauchten Wohnzimmer stehen hatte. Da fallen einem doch sofort Joseph Beuys Baumpflanzungen in Kassel *also known as* «Soziale Skulpturen» ein. 7000 Eichen! Kunst als handfester Support für mehr Natur in der Stadtlandschaft.

Andrea, die Professorin, war nach diesem Projekt auf mich zugekommen. Ich wusste zunächst gar nicht, warum das, was wir da getan hatten, für eine Dozentin der Sozialen Arbeit von Interesse war. Aber bald begriff ich, dass ihre und meine Arbeit viel mehr miteinander zu tun hatten, als ich gedacht hatte. Was sie mit den Studierenden macht, ist angewandte Ästhetik als Weg aus Tristheit, Lähmung, Vereinsamung oder von Kapitalismuskritik hin zu Vielfarbigkeit, Empowerment und Gemeinschaft.

So kam es, dass wir ein paar Jahre später im Rathaus sassen und unser gemeinsames Projekt, die *Lange Nacht der Wohnungslosigkeit*, verteidigen mussten. Was wir vorbereitet und aufgegleist hatten, war weniger eine spektakuläre Attraktion für ein Massenpublikum. Nein, es war ein aus der Sicht von je einem Obdachlosen geführter Spaziergang durch die Stadt für vier Gruppen in der Grösse von zwanzig Personen. Der Weg führte an Orte, die für von Armut betroffene und wohnungslose Menschen relevant waren. Unter anderem hatte ich mit einer Kleingruppe von Studierenden und obdachlosen Männern auf dem Platz neben einer Kirche eine Theaterszene inszeniert. Der Prozess, den wir durchlaufen hatten, bis wir Theater spielen konnten, war lang und harzig gewesen. Die Kontaktaufnahme, die Verabredung zum Proben, die Erarbeitung von Codes, auf die sich alle einlassen konnten – all das waren schwierige Momente gewesen. Aber irgendwann hatten alle Arbeitsgruppen so gute Fortschritte gemacht, dass wir es wagen konnten, den Termin zu publizieren ...

... und dann kam die Vorladung. Ich weiss gar nicht mehr genau, was die Sorge der Stadtregierung war. Aber es war ein seltsames Szenario, in welchem wir da antreten mussten. Im Nachhinein ist das egal. Andrea liess sich nicht vom Weg abbringen und wir haben es durchgezogen. Was mir in Erinnerung geblieben ist, ist, was die Kombination von sogenannter Ästhetik und sogenannter Sozialer Arbeit bewirken kann: Sie hat Sprengkraft. Denn Kunst ist ein Mittel, um aus der Ohnmacht herauszutreten, vom Objekt zum Subjekt zu werden und Widerstand zu leisten! Unsere Wege hatten sich dann leider – vorerst – getrennt. Andrea ist bis heute unerschrocken ... ■

Andrea Lutz-Kluge ist Professorin für «Ästhetische Praxis im Kontext von Bildung, Soziokultur und Forschung» im Studienbereich Soziale Arbeit an der Hochschule für Wirtschaft und Gesellschaft in Ludwigshafen am Rhein. Kontakt: andrea.lutz-kluge@hwg-lu.de

Studieren unter Einbezug von Bevölkerung, Fachpersonen und Klientel



Prof. Dr. Judith Studer



Ilona Korell

Die Soziale Arbeit greift gesamtgesellschaftliche Fragen auf und versucht diese mit allen Mitgliedern der Gesellschaft zu behandeln. Auch Hochschulen tragen dem «Miteinander» zusehends Rechnung, indem neue Personengruppen in die Ausbildung miteinbezogen werden. Dabei ergeben sich Fragen der Auswirkung auf das Lehren und Lernen, denen sich ein departementales Forschungsprojekt annimmt.

Professor*innen vermitteln Inhalte, Studierende verarbeiten und integrieren sie in ihren bereits vorhandenen Wissenskorpus. Dies ist das Bild, das vielen vor dem inneren Auge erscheinen mag, wenn sie an ein Hochschulstudium denken. Spätestens seit der Bologna-Reform bröckelt jedoch dieses Bild. Seither werden Studierende verstärkt als aktiv Mitgestaltende in den Unterricht involviert. Mit dem Einbezug von Vertreter*innen der jeweiligen Praxisfelder hat darüber hinaus gerade an Fachhochschulen neben Studierenden und Hochschullehrenden eine weitere Personengruppe Eingang in das hochschulische Lehr-Lern-Geschehen gefunden.

In den letzten Jahren gehen einige Hochschulen noch einen Schritt weiter und öffnen ihre Lehrangebote auch weiteren Personengruppen wie der Bevölkerung oder den Adressat*innen des im Studium anvisierten Berufsfelds. Dahinter liegen verschiedene Konzepte und Ansätze. Bedeutend sind beispielsweise das Konzept Service Learning, welches hochschulisches Lernen mit zivilgesellschaftlichem Engagement verbindet (Altenschmidt & Miller, 2016, 41f.; Reinders, 2016, 22ff.) oder der US-amerikanische Forschungsansatz Community-based Research, mit dessen Hilfe «Studierende zu «professionell Handelnden» ausgebildet werden, indem sie fachspezifisches Wissen adressatengerecht in die gesellschaftliche Praxis transferieren» (Glass et al., 2019, 1). Auch der in der Sozialen Arbeit häufig herangezogene Gap-mending Ansatz, in welchem Studierende und Adressat*innen der Sozialen Arbeit innovative Projekte konzipieren und teilweise in öffentlichen Gremien Vertreter*innen aus der Politik, Kultur und Bildung vorstellen und mitdiskutieren (Altmann, Hasvold & Askheim, 2016; Askheim, Beresford & Heule, 2016; Beresford, Casey & Mac Donough, 2016; Kristiansen & Heule, 2016), zählt dazu. Hochschulprojekte solcher Art streben unter anderem einen erhöhten Praxisbezug des hochschulischen Lernens sowie eine engere Verknüpfung von Hochschule und Gesellschaft oder Wissenschaft und Praxis an.

Forschungsinteresse und -gegenstand

Auch das Departement Soziale Arbeit geht diesen Weg der Öffnung nach aussen. In den letzten Monaten und Jahren wurden punktuell Lehrangebote für die Bevölkerung geöffnet und mittels neuer Formate eine verstärkte partizipative Kooperation der Hochschullehrenden und Studierenden mit Fachpersonen und Adressat*innen der Sozialen Arbeit gesucht.

Uns interessiert, wie sich dies auf die Beteiligten auswirkt, inwiefern es das Lehren und Lernen sowie die Rollen von Lehrenden und Studierenden verändert. Auch um Aufschluss darüber zu erhalten, welche Gelin- gensbedingungen gegeben sein müssen und welche Stolpersteine sich bei diesem «Miteinander» zeigen, untersuchen wir zusammen mit zwei Kolleginnen folgende drei Angebote des Departements:

- das Bachelor-Modul «Starke Gefühle», welches sich Gefühlen wie Aggression, Scham, Ekel, Anziehung und Begehren annimmt und aus professioneller Perspektive den Umgang damit thematisiert. Im vergangenen Herbstsemester wurde dabei das klassische Seminarformat mit dem Tagungsformat kombiniert und beides – Seminar und Tagung – für die Stadtbevölkerung geöffnet (siehe Kasten).
- das Master-Modul «Zusammenarbeiten – Transdisziplinäre Kooperation und Organisation», welches ausgehend von der Kooperation mit Fachpersonen auch die Kooperation mit nicht-professionellen Personen und Adressat*innen der Sozialen Arbeit anhand theoretischer Ansätze vertieft. Dabei wird eine Armutsbetroffene als Erfahrungsexpertin in den Unterricht mit einbezogen.
- das Weiterbildungsprojekt «Genderreflektierende Offene Jugendarbeit», welches 2019 bis 2020 durchgeführt wurde und auf die nachhaltige Professionalisierung und Qualitätssicherung von Fachpersonen in der Offenen Jugendarbeit abzielte, indem es Forschung, Weiterbildung und eine partizipative Wissensproduktion miteinander verband. Die Weiterbildung bestand aus der aktiven und konsequenten



Rückblick auf die Tagung «Starke Gefühle»

Wenn der Körper von anderen Personen starke Gefühle wie Begehren oder Ekel hervorruft, ist das nicht nur in der Sozialen Arbeit eine Herausforderung. Denn starke Gefühle bewerten unwillkürlich die Interaktionssituation und fungieren so als Sensor und Zensor. Wichtig ist, diese Gefühle als etwas wahrzunehmen, das verstanden und in Worte gefasst werden will. Nur so ist zugleich Nähe und Distanz möglich, die hilft, auch schwierige Situationen zu verstehen und zu bewältigen.

Diese Prämisse war Ausgangspunkt der Tagung und des Moduls: «Starke Gefühle. Vom Umgang mit der Körperlichkeit anderer», die vom Departement Soziale Arbeit veranstaltet wurden. Die Online-Tagung am 16. Januar fand mit über siebzig Teilnehmenden grosse Resonanz in der Berner Stadtöffentlichkeit und bei Studierenden der BFH. Das grosse Interesse und die lebhaften Diskussionen zeigten, wie wichtig es ist, starke Gefühle zum Thema zu machen.

Das im Anschluss stattfindende zweitägige Seminar, das viel Raum für Diskussionen liess, war ein Versuch, Personen aus der Stadt und Studierende der BFH zusammen zu bringen, und wurde von den Verantwortlichen als ausgesprochen fruchtbar erlebt. Nicht zuletzt zeigten die positiven Rückmeldungen auf Tagung und Seminar, dass Kernthemen Sozialer Arbeit auch Menschen in anderen (Berufs-)Feldern beschäftigen und Soziale Arbeit wichtige Impulse bieten kann, allgemein relevante Fragen zu klären.

bfh.ch/soziale-arbeit/rueckblick-starke-gefuehle

Prof. Dr. Stefanie Duttweiler, Dozentin und Tagungsverantwortliche

bote ableiten. Zudem soll unsere Forschungsarbeit Aufschluss darüber geben, ob und wie sich der Gedanke von Partizipation und Mitwirkung, der in Angeboten der Sozialen Arbeit schon länger Fuss gefasst hat, auf die Aus- und Weiterbildung der Sozialen Arbeit übertragen lässt.

Bisheriges Vorgehen und aktueller Projektstand

Das Forschungsprojekt startete im August 2020 und dauert bis Dezember 2021. Es gliedert sich in vier Phasen. In einem ersten Schritt analysierten wir bereits bestehende Studien und evaluierte Projekte hinsichtlich möglicher Antworten auf unsere Forschungsfragen. Im Zentrum der aktuell laufenden zweiten Projektphase steht die Untersuchung der drei obgenannten Lehrangebote. Durch die Befragung aller beteiligten Personengruppen wollten wir erfahren, wie das «Miteinander» erlebt wurde und welche Auswirkungen es hatte.

Erste Erkenntnisse aus den Befragungen

Bereits ein erster Blick in die Rückmeldungen der Befragten lässt den Gewinn einer Öffnung von Lehrangeboten für die Hochschule und für die beteiligten Personengruppen erkennen. Genannt wurden aus Sicht der Studierenden beispielsweise Perspektivenerweiterung, verstärkter Alltagsbezug und ein veränderter Blick auf die Klientel. Aus Sicht der Bevölkerung wurden die Ermöglichung eines generationenübergreifenden Austauschs und der Einblick in die Hochschule und ihre Ausbildung besonders geschätzt.

Den Studierenden als wichtigste Zielgruppe im Bereich der Lehre ermöglicht die Öffnung der Lehrangebote für Bevölkerung, Fachpersonen und Klientel auch neue Lernerfahrungen. Sie erhielten die Gelegenheit, ihr Fachwissen bereits in der Ausbildung anzuwenden, gelernte Theorien und Konzepte mit direkt Betroffenen zu diskutieren, inter- und transdisziplinäres Arbeiten und Denken zu üben und sich als angehende Fachkräfte der Sozialen Arbeit zu positionieren. Dies sind wichtige Lerngelegenheiten für eine optimale Vorbereitung auf den Berufsalltag. Weiter ergaben sich durch die Öffnung auch informelle Austauschmöglichkeiten, beispielsweise mit der Armutsbetroffenen im Master-Modul. Diese können für die eigene professionelle, aber auch persönliche Entwicklung sehr wertvoll sein, wie nachfolgendes Zitat einer Studentin zeigt:

«Ich bin in der Mittagspause mit ihr ins Gespräch gekommen und sie hat von Projekten erzählt, in denen sie selbst engagiert ist. Sie hat von Lebenserfahrungen mit ihren Kindern, mit ihrer Familie, mit ihrem Mann erzählt und was sie für schwierige Situationen erlebt hat. Das habe ich als sehr persönlichen Zugang empfunden. Es hat mich weiter beschäftigt. Ich würde sagen, mein Gewinn ist, ihre Erfahrungen aus ihrer Position heraus gehört zu haben.» ▶

Beteiligung der Fachpersonen an einem Forschungsprozess, der die theoriegeleitete und systematische Untersuchung der alltäglichen pädagogischen Praxis zum Ziel hatte.

Aus den gewonnenen Erkenntnissen zu Wirkungspotenzialen, Stolpersteinen und Voraussetzungen wollen wir methodisch-didaktische Empfehlungen für eine gewinnbringende Ausgestaltung derartiger Lehrange-

► Adressat*innen Sozialer Arbeit können durch ihre lebensweltliche Perspektive Erfahrungen vermitteln, die weder Fachkräften noch Lehrenden vorliegen. Entsprechend interessant ist ihr Einbezug in die Ausbildung zukünftiger Fachkräfte Sozialer Arbeit. Aber auch die Erfahrungsexpert*innen selbst können aus dem Einbezug in den Unterricht etwas mitnehmen. So beschreibt es die Armutsbetroffene bezüglich ihrer Teilnahme im Master-Modul:

«Es tut einfach gut und man lernt das Sprechen wieder. (...) Wenn du kein Geld hast, ziehst du dich zurück und kannst nicht teilnehmen. Dadurch verlierst du die fließende Sprache. Begriffe, die du gekannt hast, verschwinden in einer Schublade, weil du sie einfach nicht mehr brauchst. Wenn du dann die Chance bekommst, öffentlich oder wie hier zu reden, dann holst du das wieder hervor und die Schubladen gehen dann zum Teil langsam wieder auf.»

Neben den beispielhaft erwähnten Vorteilen und Chancen, die sich durch die Öffnung der Lehrangebote für involvierte Personen ergeben können, liessen sich in den Befragungen aber auch Hürden und Herausforderungen ausmachen, die es bei den Projekten zu meistern galt. Insbesondere, was ihre Umsetzung betrifft, wurden Vorbehalte und kritische Wortmeldungen laut. So hätten sich die Bachelor- und Master-Studierenden etwa eine bessere Vorbereitung auf die neue und ungewohnte Lehr-Lern-Situation gewünscht. Von der (unerwarteten) Anwesenheit einer armutsbetroffenen Frau im Modul, fühlten sich einzelne Master-Studierende insbesondere in Bezug auf ihre Rolle als Studierende verunsichert, wie nachfolgendes Zitat zeigt:

«Ich denke, solche Situationen sind Teil unseres Jobs. Es ist gewissermassen ein Berufsrisiko, dass Leute kommen, uns etwas erzählen und wir machen Hypothesen. Ich fand es einerseits toll, dies auch hier zu machen, andererseits habe ich es auch als sehr anstrengend empfunden.»

Weiter liess der erste Blick in die Befragungen erkennen, dass der Einbezug weiterer Personengruppen – insbesondere der Bevölkerung – in ein Bachelor- oder Master-Modul vor allem dann einen Mehrwert hat, wenn der gemeinsame Austausch genügend Raum erhält und bestenfalls eine gemeinsame Themenbearbeitung stattfindet.

Weiteres Vorgehen und Ausblick

In den kommenden Wochen und Monaten widmen wir uns der systematischen Auswertung unserer Befragungen. Die gewonnenen Erkenntnisse werden wir denjenigen aus der Literaturanalyse gegenüberstellen, um in einem letzten Schritt die anvisierten Empfehlungen zur Ausgestaltung von Lehrangeboten mit Öffnung nach aussen abzuleiten.

Wir freuen uns bereits heute, unsere Forschungsergebnisse nach Abschluss des Projekts interessierten Kreisen zur Verfügung zu stellen. ■

Literatur

- Askheim, O. P., Beresford, P., & Heule, C. (2016). Mend the gap – strategies for user involvement in social work education. *Social Work Education*, 1–13. Abgerufen von tandfonline.com/doi/full/10.1080/02615479.2016.1248930#.WBsMm6aRsqqg.email
- Altenschmidt, K., & Miller, J. (2016). Service Learning – ein Konzept für die dritte Mission. *Die Hochschule – Journal Für Wissenschaft Und Bildung*. (1), 40–51.
- Altmann, L., Hasvold, T., & Askheim, O. P. (2016). Norway: Do Gap-Mending Methods Have any Long-Term Effects? Experiences from the Norwegian Course 'Meeting Face to Face Creates Insights'. In E. Chiapparini (Ed.), *The Service User as a Partner in Social Work Projects and Education: Concepts and Evaluations of Courses with a Gap-Mending Approach in Europe* (S. 54–68). Opladen, Berlin & Toronto: Budrich.
- Beresford, P., Casey, H., & MacDonough, J. (2016). England: Gap-Mending: Developing a New Approach to User and Carer Involvement in Social Work Education. In E. Chiapparini (Ed.), *The Service User as a Partner in Social Work Projects and Education: Concepts and Evaluations of Courses with a Gap-Mending Approach in Europe* (S. 69–87). Opladen, Berlin & Toronto: Budrich.
- Glass, K., Golombek, M., & Schnapp, K.-U. (2019). *Erfahrungsbericht zum Lehlabor-Projekt: In und mit der Hamburger Zivilgesellschaft sozialwissenschaftlich forschen*. Universität Hamburg, Hamburg.
- Kristiansen, A., & Heule, C. (2016). Sweden: Power, Experiences and Mutual Development. Using The Concept of Gap mending in Social Work Education. In E. Chiapparini (Ed.), *The Service User as a Partner in Social Work Projects and Education: Concepts and Evaluations of Courses with a Gap-Mending Approach in Europe* (S. 37–53). Opladen, Berlin & Toronto: Budrich.
- Reinders, H. (2016). *Service Learning – Theoretische Überlegungen und empirische Studien zu Lernen durch Engagement*. Basel: Beltz Juventa.

Prof. Dr. Judith Studer, Leiterin Ressort Didaktik und Dozentin
judith.studer@bfh.ch

... ist am Departement zuständig für didaktische Fragestellungen und leitet das Forschungsprojekt «Öffnung der Hochschulausbildung nach aussen».

Ilona Korell, Studentische Mitarbeiterin
ilona.korell@bfh.ch

... studiert Soziale Arbeit im Master und arbeitet im Forschungsprojekt «Öffnung der Hochschulausbildung nach aussen» mit.

Das Mentoring-Programm: Neues ausprobieren, wegweisende Fragen stellen



Sarah Seiler und Nadine Kletzl arbeiten beide als Sozialarbeiterinnen bei einem Sozialdienst. Sie haben von Oktober 2019 bis Oktober 2020 im Mentoring-Programm der BFH ein Tandem gebildet.

Interview: Sarah Müller

Das Interview fand im Januar 2021 statt.

Mit vielen Ungewissheiten verknüpft, stellt der Übergang vom Studium der Sozialen Arbeit in die Berufswelt eine Herausforderung dar. Das Mentoring-Programm des Departements Soziale Arbeit vernetzt Absolvierende und erfahrene Berufsleute in Tandems. Was halten die Teilnehmer*innen von diesem Programm? Wir haben nachgefragt.

Das Mentoring-Programm startete mit einem Kickoff-Treffen mit allen Teilnehmenden. Die Tandems wurden von den Programmleitenden gebildet. Dort lernten Sie sich auch kennen. Wie war das?

Nadine Kletzl: Das war spannend (lacht). Wir kannten nur unsere Namen, es war wie ein Blinddate. Wir haben es aber gut getroffen.

Sarah Seiler: Das war eine spezielle Situation am Kickoff. Einige Leute kannten sich da bereits, wir hingegen kannten uns überhaupt nicht. Wir fanden dann jedoch beim anschliessenden Apéro heraus, dass wir einige gemeinsame Kontakte haben und wir haben uns sofort gut verstanden.

Wie wurden Sie beide auf das Mentoring-Programm aufmerksam?

Nadine Kletzl: Eine Arbeitskollegin von mir wurde von der BFH angefragt und sprach mich daraufhin an, ob mich das nicht interessieren würde.

Sarah Seiler: Wahrscheinlich habe ich über den E-Mail-Verteiler der BFH davon erfahren.

Frau Seiler, Sie befanden sich 2019 in Ihrem Abschlussjahr. Können Sie beschreiben, wie Sie sich in dieser Abschlussphase gleichzeitig für Ihre berufliche Zukunft vorbereiteten?

Sarah Seiler: Das war eine anstrengende Zeit. Ich steckte im Abschlussstress und die Fragen, wo ich mit meinem Abschluss hinkomme und wo ich hin will, beschäftigten mich. Ich musste mir zudem überlegen, wie ich einen neuen Job mit langem Arbeitsweg mit der Familie vereinbaren könnte. Ich bin Mutter zweier Kinder im Schul- und Vorschulalter. Diese Kriterien schränkten meine Stellensuche bereits ein.

Inwiefern konnte Frau Kletzl als Mentorin Ihre Fragen und Anliegen aufgreifen?

Sarah Seiler: Als das Kickoff stattfand, hatte ich bereits die Zusage für eine Stelle beim Sozialdienst in Ostermundigen, wo ich auch heute noch arbeite. Ich startete dort im November 2019 mit einem 80%-Pensum. Das Mentoring-Programm benötigte ich damals vor allem für den Start in die Sozialhilfe. In diesem Bereich hatte ich kein Praktikum absolviert und ich hatte einigen Respekt davor. Meine Fragen drehten sich vor allem um diesen Einstieg und um meine Befindlichkeit: Was fällt mir auf und wie geht es mir dabei?

Nadine Kletzl (ergänzt): Fallbelastung und Einführung sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie waren Themen, die im Fokus standen.

Inwiefern kam Ihnen die berufliche Erfahrung von Frau Kletzl zugute?

Sarah Seiler: Fachfragen wurden weniger besprochen, die konnte ich mehrheitlich an meiner Arbeitsstelle klären. Wenn es aber Fragen zur Organisation, zu Strukturen, Abläufen und Vorgehen gab, war ich froh Nadine hinzuziehen zu können. Sie verfügt über breite Erfahrung, da sie Einblick in mehrere Sozialdienste hatte.

Frau Kletzl, Sie sind einige Jahre jünger als Ihr Mentee und haben noch keine eigenen familiären Verpflichtungen. Sie haben sich mit Frau Seilers Fragen zu Vereinbar- ▶

«Mit jemandem ausserhalb des Berufs- und Familienumfelds über die Herausforderungen im beruflichen Alltag zu sprechen, ist äusserst wertvoll. Deshalb bin ich froh, dass ich mich für das Programm angemeldet habe.» Sarah Seiler



Sarah Seiler, Jahrgang 1980, schloss 2019 ihr Bachelorstudium an der BFH ab. Im selben Jahr fand sie eine Anstellung als Sozialarbeiterin in der Gemeinde Ostermundigen im Bereich Sozialhilfe. Sie lebt mit ihrer Familie in Biel.

keit von Familie und Beruf beschäftigt. Wie konnten Sie sie unterstützen?

Nadine Kletzl: Nebst der Belastung durch den Berufseinstieg kamen bei Sarah die familiären Aufgaben und der weite Arbeitsweg hinzu. Die Belastung war gross. Ich habe dann bald einmal thematisiert, dass unter diesen Umständen die Reduktion des Arbeitspensums sinnvoll sein könnte.

Sarah Seiler: Ich war der Meinung gewesen, dass mir das Pendeln eine Pause verschaffen könne. Ich dachte mir, ohne zu pendeln würde ich einfach eine halbe Stunde länger im Büro sitzen und dann nach Hause hetzen. Dazu meinte Nadine kritisch: «Wenn du nicht pendeln

würdest, hättest du die Wahl zwischen eine halbe Stunde weiter arbeiten oder diese halbe Stunde für dich nutzen.» Diese wertvolle Überlegung hatte ich mir selbst noch nie gemacht. Ich pendle nach wie vor, habe aber mein Arbeitspensum auf 70% reduziert. Das gibt mir etwas mehr Luft.

Wie haben Sie sich in der Pandemie-Zeit ausgetauscht? Haben Sie sich jeweils vorbereitet?

Nadine Kletzl: Das erste Treffen fand bei mir zuhause statt. Darauf folgte die Corona-Pandemie und wir haben uns telefonisch ausgetauscht. Auch als Treffen wieder möglich waren, behielten wir dies bei. Organisatorisch war dieser Kommunikationsweg für uns beide einfacher. Wir haben uns ungefähr alle zwei Monate spontan kontaktiert. Im September 2020 haben wir uns zum Abschluss des Mentoring-Jahres zum Mittagessen verabredet. Vorbereitet habe ich mich nie auf unsere Gespräche und wir haben auch nicht zum Voraus ein Thema vereinbart. Ich habe einfach mal zugehört.

Sarah Seiler: Ich arbeitete beim Start des Mentoring-Programms erst seit einigen Wochen. Mein Kopf war voller Fragen, die mir aber teilweise zu banal erschienen, um sie am Arbeitsort zu stellen. Damit bin ich dann kurzerhand zu Nadine.

Das Verhältnis zwischen Ihnen erscheint sehr kollegial. Wie haben Sie das erlebt?

Support und Austausch

Das einjährige Mentoring-Programm des Departements Soziale Arbeit der BFH richtet sich an die Absolvent*innen des Bachelor- und Master-Studiengangs Soziale Arbeit und an Berufspersonen mit mindestens drei Jahren Arbeitserfahrung in einem Tätigkeitsbereich der Sozialen Arbeit. Den Auftakt für das Programm bildet jeweils die Kick-off-Veranstaltung im Herbst. Die Anmeldung für das Mentoring-Programm 2021/22 ist spätestens ab Mai offen.

bfh.ch/soziale-arbeit/mentoring



Nadine Kletzl, Jahrgang 1989, hat Soziale Arbeit an der BFH studiert und 2012 mit dem Bachelor abgeschlossen. Zuletzt absolvierte sie an der BFH den CAS Mandatsführung im Kindes- und Erwachsenenschutz. Sie arbeitet beim Sozialdienst Münchenbuchsee.

«Trotz meiner grösseren Berufserfahrung hatte ich nie die Haltung «Du hast ein Problem und ich habe die Lösung dafür», zwischen uns fand vielmehr ein Austausch statt. Ich konnte mich gut in ihre Situation einfühlen, wir funktionierten gut zusammen.» Nadine Kletzl

Nadine Kletzl: Das stimmt, wir haben uns schnell gut verstanden. Trotz meiner grösseren Berufserfahrung hatte ich nie die Haltung «Du hast ein Problem und ich habe die Lösung dafür», zwischen uns fand vielmehr ein Austausch statt. Ich konnte mich gut in ihre Situation einfühlen, wir funktionierten gut zusammen.

Sarah Seiler: Wir haben gewisse Ähnlichkeiten und fanden schnell dieselbe Wellenlänge. Es gab keine Missverständnisse und ich konnte von Nadines Erfahrung profitieren.

Frau Kletzl, inwiefern hat das Mentoring-Programm Sie selbst weitergebracht?

Nadine Kletzl: Mir ist dank dem Austausch bewusst geworden, wie ich mich seit meinem eigenen Berufseinstieg weiterentwickelt habe. Das Mentoring-Programm bot mir ausserdem die Gelegenheit, mich im Bereich

Coaching zu versuchen. Das hat mich darin bestätigt, dass ich irgendwann in diesem Bereich tätig werden möchte.

Frau Seiler, werden Sie sich selbst auch als Mentorin betätigen?

Sarah Seiler: Frühestens in ein paar Jahren, dazu braucht es erst Erfahrung. Den Ansatz des Programms finde ich sehr gut, gerade die Phase des Berufseinstiegs ist anspruchsvoll. Mit jemandem ausserhalb des Berufs- und Familienumfelds über die Herausforderungen im beruflichen Alltag zu sprechen, ist äusserst wertvoll. Deshalb bin ich froh, dass ich mich für das Programm angemeldet habe.

Frau Kletzl, weshalb empfehlen Sie Berufspersonen sich als Mentorin oder Mentor für den beruflichen Nachwuchs einzusetzen?

Nadine Kletzl: Es ist eine gute Sache und es «fägt»! Man sollte generell mehr Know-how auf freiwilliger Basis weitergeben. Und als Mentor*in profitiert man auch selbst, denn man erhält einen vertieften Einblick in eine andere Institution oder in ein anderes Tätigkeitsfeld. ■

Sarah Müller, Mitarbeiterin Kommunikation
sarah.müller@bfh.ch

... war bis Ende Januar 2021 im Kommunikationsteam des Departements tätig und unter anderem für die Eventkommunikation verantwortlich.

Neue Mitarbeitende



Kevin Bitsch

Was ich mag: die Sense im Herbst, Schallplatten und Bern im Sommer

Was ich nicht mag: Ananas, Stau, soziale Distanz

Kevin Bitsch hat 2012 sein berufsbegleitendes Studium in Sozialer Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz abgeschlossen. Vor und während des Studiums arbeitete er sieben Jahre in der stationären Begleitung von Menschen mit einer Mehrfachbeeinträchtigung. 2018 schloss er sein Masterstudium in Sozialer Arbeit an der BFH ab. Daneben arbeitete er acht Jahre bei der stationären Kinder- und Jugendhilfe in Bern. Er startete im März als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der BFH und arbeitet in verschiedenen Projekten in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe mit.



Ursina Kuhn

Was ich mag: Wälder, das Meer, Erdbeeren, Neugier

Was ich nicht mag: Höhlen, Meeresfrüchte, zu viel Planung

Ursina Kuhn unterstützt als Wissenschaftliche Mitarbeiterin seit Anfang Januar das Forschungsprojekt Familienmodelle und Arbeitslosigkeit am Departement. Neben dieser 20%-Stelle arbeitet sie seit 2008 am Schweizer Kompetenzzentrum Sozialwissenschaften FORS für das Schweizer Haushaltpanel. Themenschwerpunkte ihrer Forschung sind Einkommen, soziale Ungleichheit, Zufriedenheit und Arbeitstätigkeit. Sie hat in Zürich Politikwissenschaft studiert und mit dem Doktorat abgeschlossen.



Kathy Haas

Was ich mag: mit dem Fahrrad unterwegs sein, Essen aus verschiedenen Kulturen, Wasser in allen Aggregatzuständen

Was ich nicht mag: Smalltalk, Benachteiligungen und Ungerechtigkeit, Unordnung oder Dinge suchen zu müssen

Kathy Haas arbeitet seit Februar als Wissenschaftliche Assistentin im Institut Alter. Nach einer kaufmännischen Lehre und Tätigkeiten hat sie den Bachelor in Sozialer Arbeit erworben und Erfahrungen in der Beratung auf Sozialdiensten gesammelt. Sie hat mehrere Jahre mit Menschen mit einer Demenzerkrankung und mit deren Umfeld gearbeitet und Erfahrungen in wissenschaftlicher Tätigkeit erworben. Sie befindet sich in der Abschlussphase des Kooperations-Master in Sozialer Arbeit und hat im Institut Alter bereits als Studentische Mitarbeiterin mitgewirkt.



Olivia Long

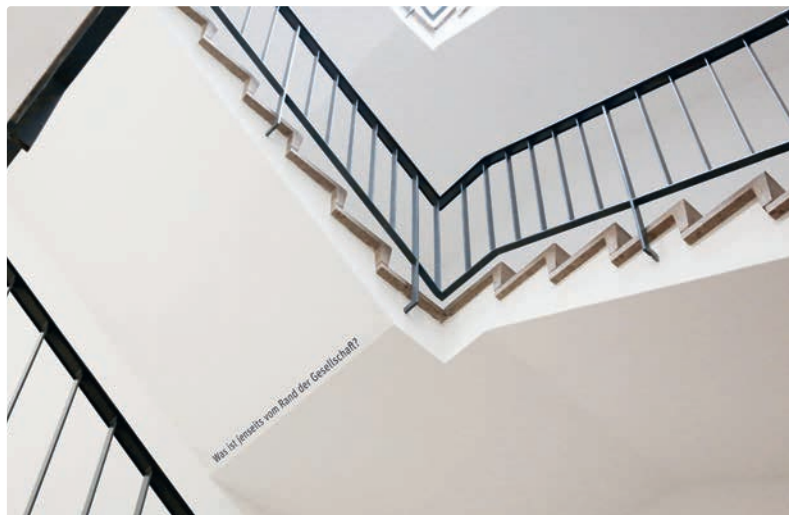
Was ich mag: guten Kaffee, Theater, in der Aare schwimmen

Was ich nicht mag: ohne Kopfhörer aus dem Haus, Fondue Chinoise, Humorlosigkeit

Seit Anfang Januar arbeitet Olivia Long im Bibliotheksteam. Olivia ist ausgebildete Bibliothekarin und kennt die BFH bereits gut, denn sie hat die vergangenen zwei Jahre in der Bibliothek des Departements Gesundheit gearbeitet. ARBOR kann sie als Editorin aus dem Effeff und sie spielte eine wichtige Rolle im Übergang der BFH-Bibliotheken von den Verbünden NEBIS und IDS Basel Bern zur Swiss Library Service Plattform SLSP.

Die BFH – bald Ihre Arbeitgeberin?
Interessante Jobs finden Sie unter
bfh.ch/karriere

Was ist hier neu?



Wer sich durch die Gänge an der Hallerstrasse bewegt, kommt nicht darum herum, sich Fragen zu stellen. Was ist hier los? Seit Februar finden sich an zahlreichen Wänden, Decken und Ecken am Departement Soziale Arbeit Fragen, die zum Nachdenken, Schmunzeln oder auch zum Kopfschütteln anregen. Manchmal versteckt, manchmal prominent platziert, machen sie die Themen der Sozialen Arbeit in unserem Gebäude sichtbar. Beteiligt an der Ideenfindung waren alle Mitarbeiter*innen, die ihre Ideen auf einer digitalen Pinnwand einbringen konnten. Zusätzlich informiert ein illustriertes Plakat im Eingangsbereich der Hallerstrasse 10 über die bewegte Geschichte der Sozialen Arbeit an der BFH und wagt einen Blick in die Zukunft.

Informiert bleiben!

Verkürzen Sie sich die Zeit zwischen den «impuls»-Ausgaben:

Lesen Sie über Forschungen, spannende Veranstaltungen und Neuigkeiten aus Ihren Berufsfeldern. Abonnieren Sie den Newsletter des Departements unter bfh.ch/soziale-arbeit/newsletter, der zehnmal jährlich erscheint.

Im BFH-Blog knoten-maschen.ch finden Sie noch mehr interessante Forschungsthemen der Sozialen Sicherheit. Mit einem Abo werden Sie regelmässig über neue Beiträge im Blog informiert.

Folgen Sie uns auch auf LinkedIn linkedin.com/showcase/bfh-sozialearbeit, um aktuelle Informationen zu den Aktivitäten am Departement zu erhalten.

Alumni

Werden Sie Mitglied im Verein Alumni BFH Soziale Arbeit und wir laden Sie zu interessanten Veranstaltungen ein.

alumni-sozialearbeit.bfh.ch

Alumni BFH

Soziale Arbeit

Bibliothek Soziale Arbeit

Die Bibliothek am Departement Soziale Arbeit ist eine wissenschaftliche Spezialbibliothek. Das Angebot umfasst Bücher, DVDs, Zeitschriften, Datenbanken, E-Journals und E-Books. Die Bibliothek ist öffentlich.

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag, 8 bis 17.30 Uhr
Hallerstrasse 8, 3012 Bern

bfh.ch/soziale-arbeit/bibliothek

Edition Soziothek

Die Edition Soziothek publiziert sozialwissenschaftliche Studien, Forschungsarbeiten sowie Bachelor- und Master-Thesen, die als «sehr gut» oder «hervorragend» beurteilt wurden. Sämtliche Publikationen stehen zum kostenlosen Download zur Verfügung.

soziothek.ch

Edition **Soziothek** 

Wie Altwerden zur Bedrohung wurde – die alternde Gesellschaft in Zeitungen



Prof. Dr. Karen Torben-Nielsen

Wir fühlen uns jung, wie nie zuvor. Dennoch werden wir als Gesellschaft stetig älter. Der demografische Wandel ändert unseren Alltag mehr als wir jemals erwartet haben. Ein Forschungsteam unter Federführung des Institut Alters hat offengelegt, wie Zeitungen darüber berichten.



Eine persönliche Frage: Finden Sie, dass Sie selbst «alt» sind? Rein statistisch gesehen ist die Chance eher klein. Nicht mehr als sechs Prozent der Erwachsenen in der Deutschschweiz bezeichnet sich als «alt» (Bühler et al., 2019). Dies ist frappant, hat die Schweiz doch heute eine der ältesten Bevölkerungen Europas (Lanzieri, 2011).

Die Schweiz ist, wie viele andere westliche Länder, eine alternde Gesellschaft geworden. Wenn die Geburtenrate sinkt, die Lebenserwartung steigt und die Migration keinen Ausgleich bietet, wird die Bevölkerung als Ganzes stetig älter. Das ist keine Überraschung: die heutige Situation wurde bereits seit Jahrzehnten in demografischen Prognosen vorhergesehen. Während bereits breite Kenntnisse über die demografischen Entwicklungen und die zukünftigen altersgebundenen Staatsausgaben vorhanden sind (European Commission, 2021), blieb ein Aspekt des demografischen Wandels bis heute relativ unerforscht. Nämlich, wie die Nachrichtenmedien die alternde Gesellschaft und ihre Folgen für unseren Alltag darstellen.

Drei Zeitungen über drei Jahre hinweg analysiert

Solche Kenntnisse über die Medienberichterstattung sind jedoch wichtig, kann diese doch die öffentliche Meinung prägen. Die Berichterstattung kann nicht nur be-

einflussen, wie wir uns selbst und andere sehen, sondern auch, wie wir die Ressourcenverteilung in der Gesellschaft legitimieren. Je mehr ein Thema in den Medien erscheint, desto wichtiger erachten wir dieses Thema. Somit finden wir es plausibel, dass dafür Geld und Zeit investiert wird (McCombs, 2014).

Bislang gab es jedoch keine empirischen Daten darüber, wie Schweizer Zeitungen über die alternde Gesellschaft berichten. Diese Wissenslücke hat ein Forschungsteam des Instituts Alter mit Unterstützung der Universität Fribourg und der Università della Svizzera italiana zu schliessen versucht. Das vom Schweizer Nationalfond geförderte Projekt untersuchte über die Periode von Mitte 2014 bis Mitte 2017, wie die deutschschweizerische Qualitätszeitung Neue Zürcher Zeitung (NZZ), die Boulevardzeitung Blick und die Gratiszeitung 20 Minuten die alternde Gesellschaft benennen, mit welchen Themen sie diese verbinden, welche politisch-wirtschaftlichen und gesundheitlichen Akzente sie dabei setzen, und schliesslich, wie ähnlich oder unterschiedlich die Berichterstattung über die alternde Gesellschaft in den drei Zeitungen ist. Dazu haben die Forschenden eine repräsentative Artikelstichprobe mit einer qualitativen Inhaltsanalyse untersucht. Anschlies-

Top Themen

Häufigste Themen in Zeitungsartikeln zur alternden Gesellschaft (NZZ, Blick und 20 Minuten):

- Politik/Wirtschaft (z. B. Altersvorsorge, Budget und Einsparungen)
- Gesundheit (z. B. chronische Krankheiten, Demenz)
- Wohnen (Zuhause oder im Alterszentrum)
- Bildung (z. B. lebenslanges Lernen, Attraktivität von Pflegeberufen)

send nahm das Forschungsteam die Erscheinungsfrequenz der verschiedenen Artikelthemen unter die Lupe. So fand es heraus, welche Themen in der Berichterstattung zur alternden Gesellschaft häufig oder selten vorkommen.

Unzählige Etiketten stiften Verwirrung

Die Ergebnisse zeigen auf, dass NZZ, Blick und 20 Minuten eine Vielzahl unterschiedlicher Etiketten für die alternde Gesellschaft verwenden: demografischer Wandel, Überalterung, demografische Entwicklung, alternde Bevölkerung, demografischer Prozess, alternde Gesellschaft, demografische Situation und so weiter. Das Fehlen einer konstanten Bezeichnung kann es für die Leser*innen kniffliger machen, die verschiedenen Folgen der alternenden Gesellschaft als zusammenhängend wahrzunehmen. Ein Beispiel? Die steigende Anzahl chronisch kranker Menschen und der Arbeitskräftemangel sind beide auch auf die alternde Gesellschaft zurückzuführen. Es ist aber schwierig dies so einzuordnen, wenn ein Artikel auf den «demografischen Wandel», und ein anderer auf «die Entwicklung, dass wir alle älter werden» verweist.

Renner sind politisch-wirtschaftliche Themen

Die Zeitungsberichterstattung verbindet die alternde Gesellschaft oft mit politisch-wirtschaftlichen Themen. Dabei springen vor allem drei Unterthemen ins Auge: a) die Altersvorsorge und die nachhaltige Finanzierung der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV); b) das sich verändernde Personalmanagement, da Unternehmen sich – insbesondere im Bereich Medizin und Pflegebereich – auf knappere Personalressourcen einstellen müssen; und c) die florierenden Geschäftsmöglichkeiten in einer alternenden Gesellschaft, beispielsweise die Investition in zentrale, kompakte Wohnformen. Damit ist dieses letzte, weniger häufige Unterthema opportunitätsorientiert, währenddessen die ersten zwei dominanten Unterthemen auf Herausforderungen der alternenden Gesellschaft fokussieren.

Die Zeitungen NZZ, Blick und 20 Minuten nehmen häufig auch die Gesundheitsperspektive ein, um über die alternde Gesellschaft zu berichten. Der Fokus liegt dabei auf den steigenden Gesundheitskosten. Dafür zeigt die Berichterstattung verschiedene Gründe auf. Zum einen, dass sich die grosse Babyboomer-Generation im Laufe der nächsten Jahrzehnte von fitten Arbeitnehmer*innen zu älteren Senior*innen entwickeln wird.

Zum anderen, dass immer mehr Menschen ein Alter erreichen, in dem chronische Krankheiten wie Demenz, Krebs, Diabetes oder Herz- und Kreislauferkrankungen auftreten können. Letztlich fasst ein selteneres Unterthema im Gesundheitsbereich eine Chance ins Auge: den aufkommenden Wellness-Tourismus. Bei diesem aufstrebenden Tourismuszweig verbinden die Gäste medizinische Behandlungen mit einem erholsamen Urlaub und generieren so gleichzeitig Wirtschaftswachstum für Tourismusregionen.

Profis kommen zu Wort, andere viel weniger

Beim Vergleich der Qualitätszeitung NZZ, der Boulevardzeitung Blick und der Gratiszeitung 20 Minuten fällt auf, dass diese unterschiedlichen Zeitungen bei der Berichterstattung über die alternde Gesellschaft einen relativ ähnlichen Stil aufweisen. Dabei verbinden sie die alternde Gesellschaft hauptsächlich mit harten Themen wie beispielsweise Wirtschaft, Arbeitsmarkt oder Finanzen und weniger mit weichen Themen wie Kultur oder Sport. In der Berichterstattung über die alternde Gesellschaft kommen zudem vor allem professionelle Expert*innen zu Wort, beispielsweise Ökonomen, medizinisches Personal oder Politikerinnen; im Gegensatz zu Menschen, die vor allem praktische Erfahrung mit den Auswirkungen der alternenden Gesellschaft haben – wie zum Beispiel pflegende Angehörige.

Die Berichterstattung stellt die alternde Gesellschaft hauptsächlich als Herausforderung dar; etwa für den Wohlfahrtsstaat mit der unter Druck geratenen AHV oder für das Gesundheitssystem, das an logistische und personelle Grenzen stösst. Dieser finanzielle Fokus in der Berichterstattung über die alternde Gesellschaft deckt sich mit Ergebnissen aus internationalen Studien. Schliesslich zeigen NZZ, Blick und 20 Minuten die alternde Gesellschaft eher selten als ein Thema mit weitgehenden sozialen Implikationen. So bleiben das Miteinander oder Gegeneinander der Generationen, die Altersarmut oder das freiwillige Engagement (älterer) Menschen in der Berichterstattung zur alternenden Gesellschaft relativ wenig beleuchtet. ■

Dieser Artikel ist in angepasster Form in der Zeitschrift Novacura (2021) erschienen.

Literatur

- Bühler, G., Hermann, M., Lambertus, M. & Würzler, E. (2019). *Altersbilder der Gegenwart. Haltung der Bevölkerung zum Alter und zur alternenden Gesellschaft*. Zürich, Forschungsstelle sotomo.
- European Commission. (2020). *The 2021 Ageing Report. Underlying Assumptions & Projection Methodologies*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Lanzieri, G. (2011). *The greying of the baby boomers. A century-long view of ageing in European populations*. Eurostat: European commission.
- McCombs, M. (2014). *Setting the agenda. The mass media and public opinion; second edition*. Cambridge, UK: Polity Press.

Prof. Dr. Karen Torben-Nielsen, Dozentin

karen.torbennielsen@bfh.ch

... befasst sich im Institut Alter als promovierte Kultur- und Kommunikationswissenschaftlerin mit der Schnittstelle von Medien und alternder Gesellschaft.

Langzeitstudie zum Bachelorstudium: Was belastet und wer unterstützt?



Ninja Burgener



Prof. Dr. Matthias Riedel

Ob Prüfungsvorbereitungen oder ein hohes Pensum im Nebenjob. Für Studierende gibt es viele Gründe sich gestresst oder erschöpft zu fühlen. Eine auf fast zehn Jahre angelegte Verlaufsstudie zum Bachelor-Studiengang in Sozialer Arbeit erlaubt Einblicke, welche zeitlichen und emotionalen Belastungen Studierende erfahren und durch wen sie Unterstützung erhalten.

Seit dem Herbstsemester 2016 führt der Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit der BFH eine langjährige Verlaufsstudie durch, mit dem Ziel ein detailliertes Bild der Studierendenpopulation zu zeichnen: Wer entscheidet sich für das Bachelorstudium Soziale Arbeit? Wie wird das Studium erlebt? Was kann aus dem Studium in den Berufsalltag mitgenommen werden? Und schliesslich: Wohin führt der berufliche Weg mit einem Abschluss in Sozialer Arbeit? Die Antworten tragen zur inhaltlichen Weiterentwicklung des Curriculums bei und helfen, die Zusammenarbeit mit den Praxisfeldern der Sozialen Arbeit noch besser abzustimmen.

Der vorliegende Artikel konzentriert sich auf die Frage nach dem Erleben des Studiums. Konkret: Welche zeitlichen und emotionalen Belastungen erfahren die Studierenden während des Studiums und durch wen erhalten sie Unterstützung? Durch das Aufzeigen von Belastungsfaktoren und Unterstützungsmechanismen sollen das Optimierungspotenzial im Studienalltag aufgedeckt und Weiterentwicklungen angestossen werden.

Methodik und Durchführung

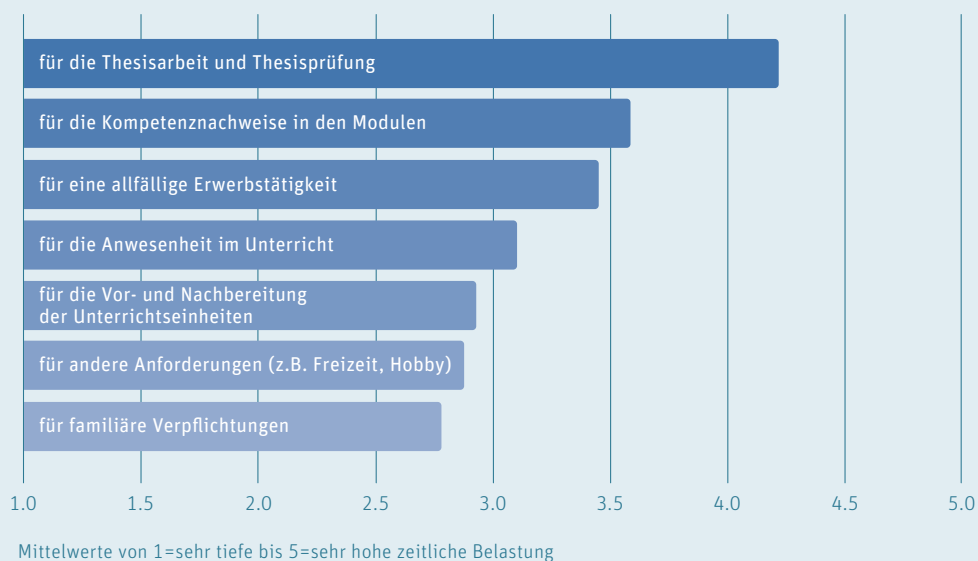
In der Verlaufsstudie werden die Studierenden bereits vor Start des Studiums (sogenannte t0-Befragung) zum ersten Mal unter anderem bezüglich ihrer Herkunft, Vorbildung und Motivation für das Studium befragt (ausgewählte Ergebnisse hierzu, vgl. Pulver, Matti & Riedel, 2017). Während des Studiums folgt eine Befragung etwa zur Zufriedenheit, zur Einschätzung der eigenen Kompetenzen sowie zu beruflichen Interessen (t1). Die Befragung zum Abschluss des Studiums blickt auf die Studienzeit zurück und beleuchtet die beruflichen Zukunftsvorstellungen (t2). Ein Jahr sowie drei Jahre nach Studienabschluss folgen zwei weitere Befragungen zur retrospektiven Bewertung der absolvierten Ausbildung, den beruflichen Entwicklungen und der Kompetenzorientierung (t3 & t4; siehe Abbildung 1).

Die Befragung ist so angelegt, dass mehrere Studierendenkohorten anhand quantitativer und qualitativer Methoden zu insgesamt fünf Zeitpunkten befragt werden. Die Verknüpfung dieser Daten ermöglicht zum ei-

Abbildung 1: Forschungsdesign der Verlaufsstudie



Abbildung 2: Einschätzung zur zeitlichen Belastung
(n=196)



nen den Vergleich unterschiedlicher Kohorten über mehrere Studienjahre hinweg und zum anderen die Betrachtung individueller Entwicklungsverläufe.

Im Folgenden werden ausgewählte Ergebnisse aus den Evaluationszeitpunkten zu Studienbeginn (t0) und Studienabschluss (t2) dargestellt. Bisher wurden zum Start des Studiums bereits insgesamt neun Befragungen (N=659) und zum Diplomierungszeitpunkt sechs Befragungen (N=208) durchgeführt. Die Teilnahmequoten lagen bei allen Befragungen bei über sechzig Prozent, so dass die Daten ein gutes Abbild der Gesamtpopulation liefern.

Alter, Geschlecht und schulische Vorbildung

Die Studierenden der Sozialen Arbeit stellen eine eher heterogene Gruppe dar. Die Studienanfänger*innen sind durchschnittlich 25 Jahre alt. Zwei Drittel sind zu Studienbeginn zwischen 19 und 24 Jahren alt, die Altersgruppe der 25–29-Jährigen macht knapp 18 Prozent aus und je nur sieben Prozent der Studierenden sind 30–34 Jahre alt respektive 35 Jahre und älter. Der Frauenanteil beträgt 77 Prozent.

Für die Zulassung bringen über die Hälfte der Studierenden eine Berufsmaturität mit. Etwas mehr als ein Fünftel verfügt über eine gymnasiale Matura und knapp 15 Prozent über eine Fachmaturität. Mit 43 Prozent hat ein grosser Teil der Studierenden zudem bereits eine zwei- bis vierjährige Berufslehre abgeschlossen.

In einer vergleichbaren Studie von Widmer & Haunberger (2018) bei Studierenden der Sozialen Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) und der Fachhochschule St. Gallen (FHSG) zeigten sich ähnliche Ergebnisse: Insgesamt 64 Prozent der Studierenden brachten zu Studienbeginn eine Fach- oder Berufsmaturität mit, während rund ein Fünftel einen gymnasialen Abschluss vorweisen konnte.

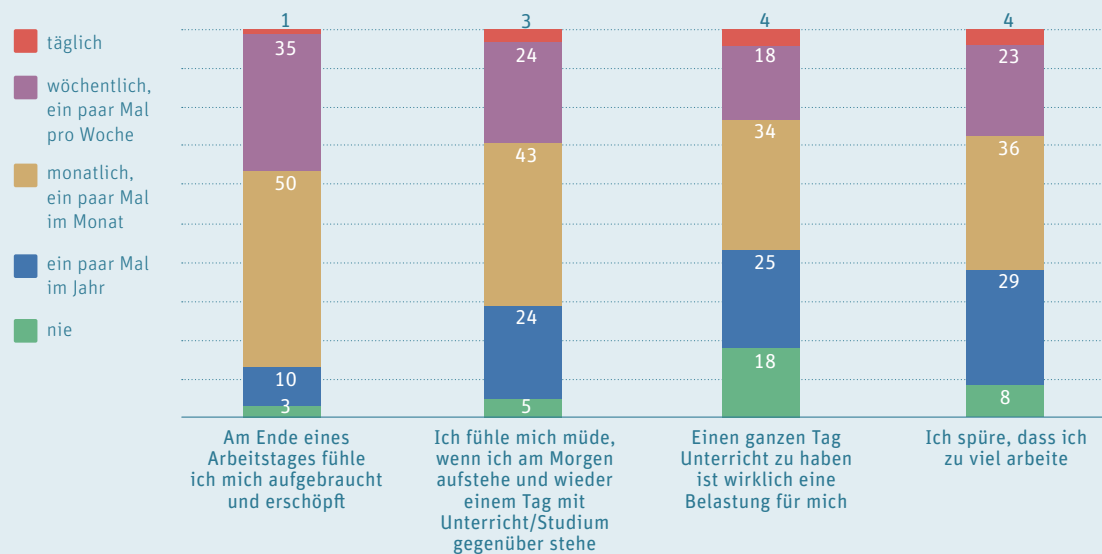
Studieren und nebenbei arbeiten ist für viele Studierende eine Realität und finanzielle Notwendigkeit. Es ist ein erklärtes Ziel des Bachelor-Studiengangs Soziale Arbeit dieser gesellschaftlichen Tatsache Rechnung zu tragen und die Vereinbarkeit von Studium und Erwerbstätigkeit zu ermöglichen. Um Hinweise zu erhalten, inwieweit dies im Studienalltag gelingt, untersucht die Verlaufsstudie, wie hoch der Anteil der erwerbstätigen Studierenden ist und wie diese die zeitliche Belastung durch die Erwerbstätigkeit wahrnehmen.

Zeitliche Belastung durch Erwerbstätigkeit und Studium

Mit 78 Prozent gibt die grosse Mehrheit der bei Studienabschluss befragten Studierenden (von FS18 bis HS20: N=208) an, dass sie in den zwei Jahren davor länger als zwölf Monate erwerbstätig war. Etwas mehr als ein Drittel war zwischen fünfzig und 69 Prozent angestellt. Knapp ein Viertel ging einer Anstellung von dreissig bis 49 Prozent nach und rund 14 Prozent der befragten Personen waren sogar zu siebzig bis 89 Prozent erwerbstätig. Diese Werte korrespondieren sehr gut mit den Ergebnissen einer schweizweiten Befragung des Bundesamtes für Statistik, wonach Studierende der Sozialen Arbeit unter allen Fachhochschul- oder Pädagogischen-Hochschul-Studiengängen den zweithöchsten wöchentlichen Stundenaufwand für die Erwerbsarbeit neben dem Studium aufwenden (BFS, 2017, S. 58–59).

Geht man im nächsten Schritt der individuellen Einschätzung der zeitlichen Belastung durch die Erwerbsarbeit nach, so stellt diese für knapp 13 Prozent aller Befragten eine sehr hohe und für rund 41 Prozent im-

Abbildung 3: Subjektive Wahrnehmung der Arbeitsbelastung im Studium
(n=193) Nennungen in Prozent



- merhin eine hohe Belastung dar. Dabei korreliert der Grad der zeitlichen Belastung erwartungsgemäss stark mit dem Beschäftigungsgrad. Gesamthaft betrachtet scheint es ein Erfolg des Studiengangs, dass – in Anbetracht der sehr hohen Quote von höherprozentig beschäftigten Studierenden – der Anteil an zeitlich sehr stark belasteten Studierenden nicht deutlich höher ausfällt.

Empfinden der Belastungen durch das Studium

Die Erwerbsarbeit stellt jedoch nicht den einzigen zeitlichen Belastungsfaktor während des Studiums dar. Zur Vervollständigung des Bildes wurden daher mit Familie und Freizeit/Hobbys zwei studiums-externe Faktoren erfasst sowie eine Reihe von studiums-immanenten Faktoren – wie Vor- und Nachbereitungsaufträge, Anwesenheit im Unterricht oder die Bachelor-Thesis. Wie der Mittelwertvergleich in Abbildung 2 (S. 19) zeigt, werden die Umfeldfaktoren Familie und Freizeit im Durchschnitt als zeitlich weniger belastend wahrgenommen. Genauso erscheinen die Anwesenheit im Unterricht als auch die Vor- und Nachbereitungsaufträge kaum belastend. Die grösste zeitliche Belastung erleben die Befragten durch die Bachelor-Thesis und die Kompetenznachweise in den Modulen, was wenig verwundert, da der Arbeitsaufwand vor und während notenrelevanter Leistungen in der Regel anwächst.

Um einen Eindruck zu erhalten, inwieweit die berichtete zeitliche Belastung mit der persönlichen Wahrnehmung der Arbeitsbelastung während des Studienalltags korrespondiert, waren die Studierenden gebeten, hierzu Auskunft zu vier Fragen zu geben (siehe Abbildung 3). So fühlt sich rund die Hälfte der Befragten einmal oder mehrmals pro Monat am Ende eines Arbeitstages aufgebraucht und erschöpft. Ein Viertel spürt mindestens einmal pro Woche ein Gefühl von Mü-

digkeit, wenn sie am Morgen aufstehen und wieder einen Unterrichtstag vor sich haben. Einen ganzen Tag Unterricht empfindet fast ein Fünftel einmal oder mehrmals pro Woche als Belastung. Schliesslich wurden die Studierenden befragt, wie oft sie spüren, dass sie zu viel arbeiten. Ein gutes Drittel der Befragten kennt dieses Gefühl nur vereinzelt oder gar nicht. Ein Viertel der Studierenden spürt dies jedoch einmal oder mehrmals die Woche.

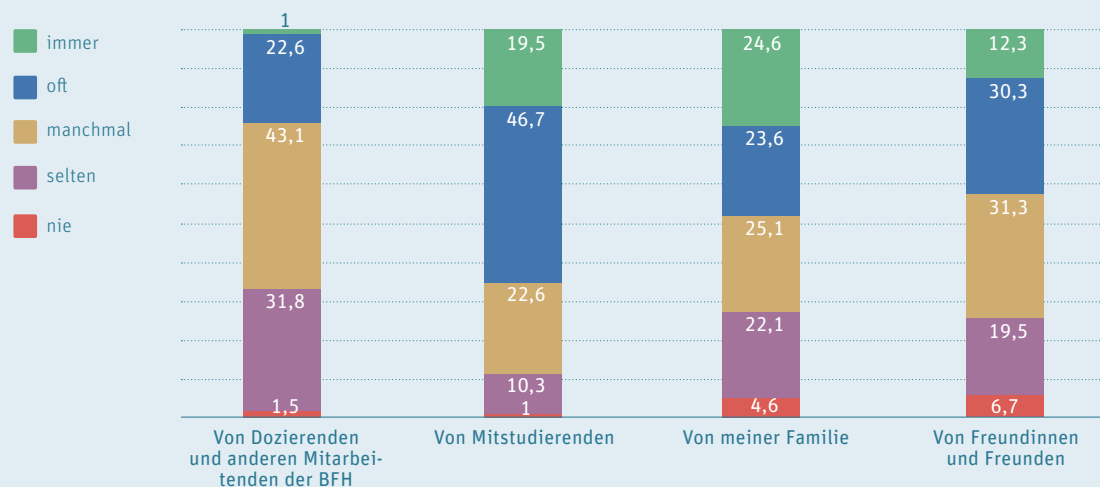
Soziale Unterstützung

Die persönliche Wahrnehmung der zeitlichen und emotionalen Belastung während des Studiums kann nicht losgelöst von den individuell vorhandenen Entlastungsfaktoren betrachtet werden. Zentral ist hierbei das Unterstützungsnetzwerk, auf das Studierende in Belastungssituationen – wie beispielsweise bei Prüfungsvorbereitungen – zurückgreifen können: Sei es zum einen im nahen persönlichen Umfeld, durch Partner*innen, Familie sowie Freund*innen, und zum anderen an der Hochschule, durch Mitstudierende sowie Dozierende oder andere Mitarbeitende. In der Verlaufsstudie wurde dieser Aspekt durch eine mehrstufige Frage differenziert erfasst (vgl. Abbildung 4).

Die grösste Unterstützung leisten die Mitstudierenden: Zwei Drittel der Studierenden geben an, diese oft (47%) oder sogar immer (20%) in Anspruch zu nehmen. Besonders bemerkenswert ist, dass nur zwei Befragte (1%) berichten, nie Unterstützung durch Mitstudierende erhalten zu haben, was als Indiz für ein sehr gutes Miteinander im Studiengang gewertet werden kann.

Aber auch die Familie sowie Freund*innen besitzen wichtige Supportfunktionen. Jeweils rund ein Viertel hat immer (25%), oft (24%) und manchmal (25%) Unterstützung durch die Familie erhalten. Weiter erhalten

Abbildung 4: Häufigkeit der Unterstützung im Studium
(n=195) Nennungen in Prozent



Würden Lehrende immer um Unterstützung gebeten, würde dies die geforderte Eigenständigkeit im Lernprozess konterkarieren. Würden Lehrende hingegen nie um Unterstützung gebeten, wäre dies gleichfalls ungünstig, weil dies ein Indiz für eine zu grosse «Schwellenangst bei der Nutzung von Supportangeboten» sein könnte.

die Studierenden oftmals oder sogar immer (43%) Unterstützung durch Freund*innen.

Bei der Betrachtung und Einordnung der etwas niedrigeren Unterstützungshäufigkeit durch Dozierende und andere Hochschulmitarbeitende ist auf die doppelte soziale Rolle dieser Personengruppen hinzuweisen: Lehrende als Kompetenzen-Vermittelnde und gleichzeitig Bewertende des Kompetenzzuwachses und Mitarbeitende der Hochschuladministration als Unterstützende in der Studienorganisation einerseits und andererseits als Überprüfende der Einhaltung der Studienreglemente. Würden beispielsweise Lehrende immer um Unterstützung gebeten, würde dies die geforderte Eigenständigkeit im Lernprozess konterkarieren. Würden Lehrende hingegen nie um Unterstützung gebeten, wäre dies gleichfalls ungünstig, weil dies ein Indiz für eine zu grosse «Schwellenangst bei der Nutzung von Supportangeboten» sein könnte.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen scheinen die Angaben der Studierenden ein Hinweis auf einen guten Unterstützungsmix zu sein: Knapp ein Viertel (23%) gibt an, oft Unterstützung von Dozierenden und anderen Mitarbeitenden zu erhalten. 43 Prozent nehmen manchmal Unterstützung in Anspruch und knapp ein Drittel der Studierenden (32%) immerhin selten, während die Extremwerte nie und immer mit einem bis 1,5 Prozent keine Rolle spielen. Da explizit nur die Häufigkeit der Unterstützungsleistung erfragt wurde, lassen sich bezüglich der Art des Supportes nur Vermutungen

anstellen. Es scheint aber naheliegend, dass bei inhaltlichen Fragen eher Mitstudierende und Lehrende, bei emotionalen oder finanziellen Themen hingegen eher Familie und Freundeskreis beigezogen werden. ■

Literatur

- Beratungsstelle der Berner Hochschulen. (2021). *Vereinbarkeit von Studium und Arbeit*. Abgerufen von bernerhochschulen.ch/de/info/studienorganisation/vereinbarkeit-studium-und-erwerbsarbeit/
- Bundesamt für Statistik, BFS. (2017). *Studien- und Lebensbedingungen an den Schweizer Hochschulen. Hauptbericht der Erhebung 2016 zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Studierenden*. Abgerufen von bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/publikationen.assetdetail.3822341.html
- Pulver, Caroline, Matti, Thomas & Riedel, Matthias. (2017). Von der Zulassung bis zum Profi: Wer studiert Soziale Arbeit? *Impuls*, 3.
- Widmer, Lea & Haunberger, Sigrid. (2018). Mehrheitlich ein Wunschberuf. Wege zum Studium und Wahrnehmung des Studiums aus Studierendensicht. *Sozial Aktuell*, 1.

Ninja Burgener, Wissenschaftliche Mitarbeiterin

ninja.burgener@bfh.ch

...studierte Erziehungswissenschaft an der Universität Bern und arbeitet in den Bereichen Didaktik und Qualität der Lehre.

Prof. Dr. Matthias Riedel, Dozent

matthias.riedel@bfh.ch

...studierte Soziologie und Kognitionswissenschaften in Freiburg i.Br. und Zürich. An der BFH leitete er zahlreiche Studien zu verschiedensten Themen und Handlungsfeldern Sozialer Arbeit.

Forschung

Verkürzte Professionalität durch Tabuisierung?

In Krisenerfahrungen können Sinnfragen drängend und Religion und Spiritualität für Klient*innen Sozialer Arbeit wichtig werden. Sie in die Beratungspraxis Sozialer Arbeit miteinzubeziehen kann, so zeigen Studien aus dem angelsächsischen Raum, die Qualität der Beratung(sbeziehung) steigern und als Ressource in den Veränderungsprozess eingebracht werden. In der Schweizer Sozialen Arbeit ist dies (im Gegensatz zu Medizin und Pflege) allerdings noch kaum ein Thema. Eine von der BFH geförderte explorative Studie (8/20 – 7/21) möchte dem begegnen. Prof. Dr. Stefanie Duttweiler, Prof. Dr. Shirin Sotoudeh und Joël Stalder untersuchen die Beratungspraxis von Sozialarbeitenden, die sich als religiös interessiert verstehen, in staatlichen und kirchlichen Sozialdiensten. Erste Ergebnisse zeigen, dass in staatlichen Sozialdiensten das Thema Religion eher vermieden und so der ganzheitliche Blick auf die existenzielle Dimension von Krisenerfahrungen sowie die Lebenswelt der Klient*innen verstellt wird.

Kontakt:

Prof. Dr. Stefanie Duttweiler
stefanie.duttweiler@bfh.ch

Praxis der Abklärungen im Kinderschutz

Fachlich fundierte und für Betroffene transparente Abklärungen im Kinderschutz sind eine Herausforderung. Das interdisziplinär von der BFH und Hochschule Luzern entwickelte Abklärungsinstrument liefert hier einen Beitrag zur Qualitätssicherung und -steigerung der Praxis. Es ermöglicht den zuständigen Behörden, ihre Entscheide auf einer fundierten Basis zu fällen und überall einheitliche Massstäbe anzuwenden. Während das Abklärungsinstrument die inhaltliche Struktur des Instruments vorgibt, beinhalten die Ankerbeispiele aus dem Abklärungsinstrument als Musterbeispiele präzise Hinweise in Form von Definitionen und Indikationen zu einzelnen Einschätzungsmerkmalen des Kindeswohls. Diese Ankerbeispiele wurden nun erstmals publiziert und dadurch der interessierten Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie stellen eine hilfreiche Einordnung der Risiken und Schutzfaktoren dar.

Zum Bestellen: staempflishop.com

Kontakt:

Prof. Dr. Andrea Hauri
andrea.hauri@bfh.ch
Prof. Dr. Daniel Rosch
daniel.rosch@hslu.ch



Jetzt unterzeichnen: Charta Arbeitsmarkt 45+



Der demografische Wandel und der damit verbundene Fachkräftemangel gehören zu den grössten Herausforderungen für die Schweiz. In naher Zukunft werden viele Arbeitskräfte den Arbeitsmarkt altersbedingt verlassen und durch die nachrückenden Generationen nicht vollständig ersetzt werden können. Im Rahmen des Projekts MOZART (Modelle für den zukünftigen Arbeitsmarkt 45+) entwickelten die BFH und die Universität Bern daher zusammen mit einem Expert*innengremium die Charta Arbeitsmarkt 45+. Sie enthält die folgenden zentralen Forderungen: (1) flexibles Rentenalter, (2) diversitätsorientierte Unternehmens- und Führungskultur, (3) flexibles Arbeiten, (4) Gesundheitsförderung und (5) kontinuierliche Weiterbildung. Die Charta kann seit Anfang Jahr unterzeichnet werden. Setzen Sie jetzt ein Zeichen, damit erfahrene Fachkräfte eine Zukunft haben und der Arbeitswelt erhalten bleiben. Auf der Webseite finden sich zudem Erfolgsgeschichten, Veranstaltungen und Weiterbildungsangebote.

Jetzt herunterladen und unterzeichnen!

bfh.ch/arbeitsmarkt45plus

Ein Hackathon im Zeichen einer inklusiven Digitalisierung

Kaum ein Lebensbereich bleibt von der Digitalisierung verschont. Dies gilt seit Corona noch viel mehr. Um über die Möglichkeiten einer inklusiven Digitalisierung nachzudenken, trafen sich technikaffine Fachkräfte des Sozialwesens und soziale Technikspezialist*innen zum Hack4SocialGood. Kern des Anlasses bildete ein Hackathon, bei welchem acht von Praxispartner*innen gestellte Challenges während 24 Stunden von spontan gebildeten interdisziplinären Teams bearbeitet wurden. Dabei wurde intensiv skizziert, gecodet, geschwitzt und gelacht. Entstanden ist dabei zum Beispiel ein Prototyp eines Tools zur Unterstützung von Sozialarbeiter*innen bei der Begleitung von Asylsuchenden. Der Anlass wies den Weg, wie eine inklusivere Digitalisierung aussehen könnte und soll wiederholt werden.

Schauen Sie sich die Arbeiten des Anlasses auf der Tagungs-Website an: hack4socialgood.ch

Zu einer ersten Auswertung des Hack4SocialGood:
knoten-maschen.ch/digitale-loesungen-fuer-die-soziale-arbeit/

Mit Heroin das Leben leben

Barbara Marti, Master of Arts in Sozialer Arbeit

Vor über zehn Jahren hatte ich meinen letzten Arbeitstag in einer heroingestützten Behandlung (HeGeBe). Diese erste Praxiserfahrung hat mich als Sozialarbeiterin stark geprägt. Deshalb habe ich auch mit viel Freude 2019 an der BFH die Verantwortung für das Modul Sucht übernommen. Als ich mich gedanklich mit einer Dissertation zu beschäftigen begann, war mir schnell klar, dass die HeGeBe im Zentrum dieser Arbeit stehen muss.

Die HeGeBe wurde und wird noch immer intensiv beforscht. Betrachtet man Forschungsergebnisse und Fachliteratur zur HeGeBe stellt man fest, dass der Fokus überwiegend auf medizinischen und psychiatrischen Themen liegt. Soziale Themen werden vorrangig über «harte Fakten» beforscht. Monitorings geben Auskunft über Wohnform und Beschäftigungssituation von Adressat*innen einer HeGeBe (Gmel, Labhart, Maffli, 2020). Wissen über diese Personengruppe ist also vorhanden, was fehlt, ist aber ihre eigene Stimme. In meinem Forschungsvorhaben will ich deshalb untersuchen, wie Adressat*innen einer HeGeBe ihr Leben führen. Ich stelle ihnen die Frage, wie sie ihr Leben gestalten, wie sie ihren Platz in der Gesellschaft wahrnehmen, welche Bedürfnisse und Wünsche sie haben. Mich interessiert wie sie vorgehen, um diese erreichen zu können oder wie sie darin unterstützt werden möchten.

Genau dieses Wissen ist meines Erachtens zentral, geht man von der Annahme aus, dass sich Soziale Arbeit damit beschäftigen muss, «zu klären und zu untersuchen, welche sozialen Bedingungen Individuen dazu befähigen bzw. sie darin hindern, einen eigenverantwortlichen Lebensentwurf zu entwickeln und eine autonome Lebensführung zu verwirklichen» (Scherr, 2007).

Mit der Frage nach der Lebensführung der Adressat*innen einer HeGeBe habe ich mich deshalb Ende 2020 auf ins Feld gemacht. Meine Befürchtung, die oft als schwer erreichbar beschriebene Personengruppe würde kein Interesse haben, mit mir ein

eingetaucht – aufgetaucht

Wer forscht zu welchem Thema am Departement? Ob Dissertation, Nationalfonds oder Master-Thesis: Jenseits von Fachbegriffen schreiben in dieser Reihe Lehrpersonen und Nachwuchs, was am eigenen Projekt bewegt, ins Stolpern oder einen Schritt weiterbringt.

Barbara Marti arbeitet seit 2016 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit. Sie ist im Erstberuf medizinische Laborantin, studierte später Soziale Arbeit im Bachelor und Master an der FHNW in Olten. Seit 2007 ist sie in unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit tätig. Seit Frühjahr 2020 ist sie Doktorandin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Breisgau. Sie lebt mit ihrem Partner und den beiden Töchtern in Bern.

Gespräch zu führen, verflog schnell. Auf meinen Aushang hin meldeten sich zu meiner Freude in kurzer Zeit mehrere Personen.

Damit ich die Sichtweise der Adressat*innen einer HeGeBe erfassen kann, habe ich als Erhebungsmethode das problemzentrierte Interview nach Witzel (1985) gewählt. Dadurch ermögliche ich meinen Interviewpartner*innen einerseits ein möglichst freies Erzählen. Andererseits kann ich anhand eines Leitfadens, der mehr als Hintergrundfolie dient, Gesprächsergebnisse erzielen, die Antworten auf meine Fragestellung geben. Für das gesamte Forschungsvorhaben orientiere ich mich an der Grounded Theory Methodologie (GTM) nach Strauss und Corbin (1996). Deshalb wechsele ich ständig zwischen Datenerhebung und Auswertung.

Da ich erst seit Kurzem in die Datenerhebung eingestiegen bin, kann ich noch keine gesicherten Aussagen zur Fragestellung machen. Was ich aber mit Bestimmtheit bereits jetzt weiss ist, dass Adressat*innen einer HeGeBe eine eigene Stimme haben. ■

Literatur:

- Gmel, G., Labhart, F. & Maffli, E. (2020) *Heroingestützte/diacetylmorphingestützte Behandlung in der Schweiz – Resultate der Erhebung 2019 (Forschungsbericht Nr. 118)*. Lausanne: Sucht Schweiz.
- Scherr, A. (2007). Soziale Arbeit, Soziale Probleme, menschliche Würde. In Sabine Hering (Hg.). *Bürgerschaftlichkeit und Professionalität. Wirklichkeit und Zukunftsperspektiven Sozialer Arbeit* (S. 67–76). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Strauss, A. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttemann (Hg.). *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227–255). Weinheim: Beltz.

«Ich stelle Adressat*innen einer heroingestützten Behandlung die Frage, wie sie ihr Leben gestalten, wie sie ihren Platz in der Gesellschaft wahrnehmen, welche Bedürfnisse und Wünsche sie haben.»



Qualität in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Arbeitsintegration



Charlotte Miani, Leiterin Bereich Qualität beim Verband Arbeitsintegration Schweiz und Werner Fankhauser, Projektleiter Zertifizierung bei der Fachstelle Arbeitsintegration Region Bern in Köniz, kurz Farb AG, im Gespräch

Interview: René Rüegg

Das Gespräch fand Anfang Februar 2021 statt.

Der Verband Arbeitsintegration Schweiz hat vor vier Jahren zusammen mit der BFH die bestehende Qualitätsnorm überarbeitet. Ein damals beteiligter BFH-Experte fragte sich: Wie hat sich die neue Norm in der Praxis etabliert? Aufschluss gibt sein Gespräch mit der Projektleiterin und dem Vertreter einer Organisation, die nach neuer Norm zertifiziert ist.

Frau Miani, die Arbeitsintegration Schweiz betreibt seit 2005 die Qualitätsnorm SVOAM. Was bewog den Verband damals dazu, eine Fachnorm zu lancieren?

Charlotte Miani: Wir hatten gemerkt, dass im Berufsfeld Arbeitsintegration der Bedarf gestiegen war, qualitativ gute Arbeit nachzuweisen. Die Norm wurde ursprünglich für die arbeitsmarktlichen Massnahmen entwickelt, welche im Auftrag der Arbeitslosenversicherung angeboten werden. Der Verband realisierte, dass bestehende Qualitätsnormen nicht gut abbilden, was das Arbeitsfeld eigentlich leistet. Diese Lücke wollte er proaktiv angehen und die Indikatoren, die zum Messen der Qualität in der Arbeitsintegration beigezogen werden, mitgestalten.

Mit über hundert zertifizierten Organisationen ist die Norm ein Erfolg. Was sind Gründe für diesen Erfolg?

Charlotte Miani: Tatsächlich standen viele Organisationen unter Druck, ihre Qualität auszuweisen – gegenüber den finanzierenden Stellen wie auch gegenüber der Öffentlichkeit. Denn die Mittel für die arbeitsmarktlichen Massnahmen stellen letztlich die Steuerzahler*innen zur Verfügung. Dazu kam der eigene Anspruch: Die Organisationen, die im Feld der Arbeitsintegration tätig sind, waren innert Kürze gewachsen, weshalb Strukturen und Prozesse professionalisiert werden mussten. Die Norm einzuführen, war für diese Organisationen sicher mit Aufwand verbunden, aber es brachte ihnen auch einen finanziellen Nutzen in Form von effizienten Arbeitsprozessen. Nutzen und Aufwand standen da wahrscheinlich in einem relativ guten Verhältnis.

Herr Fankhauser, die Farb AG ist für ein breites Angebot von Einsatzmöglichkeiten zur sozialen und beruflichen Integration für Sozialhilfe-Empfänger*innen verantwortlich und eine der grössten Anbieterinnen von BIAS-Angeboten im Kanton Bern. Die Farb AG lässt sich schon

seit 2013 zertifizieren. Was waren die Motive für eine Zertifizierung mit der SVOAM-Norm?

Werner Fankhauser: Nicht zuletzt bestand bei der damaligen Geschäftsführung der Ehrgeiz, nach dieser Norm zu arbeiten. Auch war durch den Leistungsvertrag mit dem Kanton ein gewisser Druck dafür da. Die Verantwortlichen haben sich einen Vorteil erhofft für die Abläufe und den Auftritt gegen aussen.

Der Verband Arbeitsintegration Schweiz hat 2017 die SVOAM-Norm einer umfassenden Revision unterzogen. Frau Miani, Sie haben die Revision geleitet und zusammen mit der BFH durchgeführt. Welche Ansprüche hatte der Verband an die neue Norm?

Charlotte Miani: Die SVOAM-Norm war, wie erwähnt, spezifisch für die arbeitsmarktlichen Massnahmen entstanden. Das Feld der Arbeitsintegration entwickelte





sich schnell. Es kamen mehr Organisationen mit neuen Zielgruppen und verschiedenen Finanzierungsformen hinzu. Die neue Norm sollte passend sein für all diese verschiedenartigen Organisationen: kleine und grosse Betriebe, Organisationen mit internen und externen Angeboten sowie mit Angeboten, die Bildungsanteile oder Job-Coachings vorsahen. Dazu kam das Anliegen, eine Norm zu schaffen, die kompatibel ist mit anderen Normen, mit denen viele Organisationen konfrontiert sind. Es war uns wichtig, den Aufwand für Mehrfachzertifizierungen zu reduzieren. Mit der neuen Norm ist uns das gelungen, was uns freut.

Herr Fankhauser, im letzten Jahr haben Sie die Zertifizierung der Farb AG mit der neuen Norm IN-Qualis erneuert. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?

Werner Fankhauser: Die modulartige Struktur der Norm fand ich sehr hilfreich. Die Module liessen sich über unser Organigramm legen und so war es einfach zu erkennen, welche Bereiche für welche Themen verantwortlich sind. Auch neue Themen wie das interne Kontrollsystem (IKS) sind integriert. Die Neuzertifizierung hat uns zudem ermöglicht, auf das Risikomanagement ein besonderes Augenmerk zu legen. Die Norm passt sehr gut auf unsere Organisation. Das Qualitätsmanagement ist oft sehr abstrakt und der Initialaufwand ist hoch. Aber bei IN-Qualis waren wir motiviert durchzubeissen. Wir wollten nicht für die Norm arbeiten, sondern für uns selbst. Für mich stand im Fokus, dass es dem Betrieb, den Prozessen und der täglichen Arbeit nützt. Ich wollte nicht etwas für einen Ordner oder das nächste Audit produzieren.

«Das Qualitätsmanagement ist oft sehr abstrakt und der Initialaufwand ist hoch. Aber bei IN-Qualis waren wir motiviert durchzubeissen. Wir wollten nicht für die Norm arbeiten, sondern für uns selbst.»

Werner Fankhauser

Charlotte Miani: Uns war wichtig, dass man mit der neuen Norm nicht nur Papier produziert. Vielmehr ging es uns darum, dass die Kultur der Qualitätsverbesserungs-Zyklen auch wirklich gelebt wird. Qualität sollte nicht am Abend ab 17 Uhr gemacht werden, sie findet im Alltag statt.

Werner Fankhauser: Das Schlimmste wäre, wenn es eine Parallelwelt gäbe – eine Welt aus Unterlagen, Hilfsmitteln und Formularen, die im Alltag nicht integriert und implementiert sind.

Das ist ein wichtiger Punkt. Wie genau gelangt die Norm zu den Mitarbeitenden?

Werner Fankhauser: Das ist Führungsarbeit. Die Verankerung in der Firma funktioniert über die Jahresplanung, die Pendenzenlisten und die ganzjährige Präsenz. Die Themen werden geführt, indem man evaluiert. Nur so bleiben sie in den Teams drin. Die Evaluationen sind sehr wichtig. Sie haben den Effekt, dass niemand mehr von der Norm spricht, sondern davon, dass wir überprüfen, was wir gemacht haben. Im Betrieb sprach man nun von Evaluationen und davon, dass man sich mit dem Vorjahr vergleichen möchte. Wenn ich so etwas höre, ist Qualität angekommen.



«Die IN-Qualis-Norm enthält eine mögliche Vorgabe, wie man sich organisieren kann und wie man alles Nötige auf den Radar kriegt. Letztendlich verringern sich dadurch die Aufwände, die durch ineffiziente Abläufe oder andere Schwächen der Organisation entstehen.» Charlotte Miani

Was sind die Erfolgsfaktoren der IN-Qualis-Norm?

Werner Fankhauser: Im Vergleich zur ISO-Norm, die aufgrund ihrer Ausrichtung viel breiter ist, können sich kleinere Institutionen in einer Fachnorm besser orientieren. Eine generische ISO-Norm auf die eigenen Prozesse zu übersetzen, ist viel aufwändiger. Die IN-Qualis-Norm nimmt viel vorweg, weil sich viele Inhalte mit den eigenen Prozessen decken. Diesbezüglich ist der Sprung von der SVOAM- zur IN-Qualis-Norm gross. Je spezifischer eine Norm daherkommt, umso eher nimmt sie die Angst vor einem grossen Aufwand.

Wie gross war der zeitliche und finanzielle Aufwand, den Sie für die Zertifizierung aufwenden mussten?

Werner Fankhauser: Vielleicht zuerst zum zeitlichen Aufwand: Wir haben sehr profitiert von dem, was wir schon für die SVOAM-Zertifizierung gemacht haben. Trotzdem brauchte es einen grossen Einsatz von allen. Wir hatten auch ein sogenanntes Gap-Gespräch mit der Auditorin. Sie hat uns Hinweise gegeben, welche Prioritäten wir setzen müssen. Der finanzielle Aufwand ist variabel. Für eine Startberatung und eine Gap-Analyse

bezahlt man zusätzlich. Intern kann ich die Stunden nicht hochrechnen, denn unter dem Strich geht die Norm in die tägliche Arbeit über, wovon man auch profitiert.

Charlotte Miani: Das Eindenken und das Einarbeiten bedeuten grossen Aufwand. Doch es geht, wie Sie richtig sagen, ganz ohne Qualitätsarbeit sowieso nicht. Eine Form von Wissens- und Qualitätssicherung braucht jede Organisation ab einer gewissen Grösse. Ich denke, die IN-Qualis-Norm enthält eine mögliche Vorgabe, wie man sich organisieren kann und wie man alles Nötige auf den Radar kriegt. Letztendlich verringern sich dadurch die Aufwände, die durch ineffiziente Abläufe oder andere Schwächen der Organisation entstehen.

Wenn sich eine Organisation nach IN-Qualis zertifizieren lassen möchte, gibt es – neben den Faktoren Zeit und Geld – weitere Voraussetzungen?

Werner Fankhauser: Die Norm sollte von Anfang an breit abgestützt sein. Das heisst, man muss sicherstellen, dass pro Bereich jemand hilft, der oder die über ein Verständnis und eine Sensibilisierung für die Themen verfügt und ein oder eine Botschafter*in für die Norm sein kann.

Charlotte Miani: Einerseits muss die Kultur von den Mitarbeitenden gelebt werden und andererseits braucht es das Engagement und den Einsatz der Leitung. Sie muss der Qualitätsarbeit eine gewisse Priorität geben. Es ist ganz wichtig, dass alle in der Organisation spüren, dass dieses Bekenntnis der Leitung vorhanden ist.

Ist es mit einer Fachnorm einfacher, diese Kultur zu etablieren als mit einer abstrakteren ISO-Norm?

Charlotte Miani: Das hören wir häufig. ISO 9001:2015 fragt sicher Prozesse gut ab. Aber eigentlich stammt die Norm aus der Produktion, dort ist das Ziel, dass jede Schraube gleich aussehen soll. In der Arbeitsintegration arbeiten wir aber mit Menschen und keiner ist wie der andere. Bei der ISO-Norm müssen die Auditor*innen somit eine grössere Übersetzungsleistung machen können. Das heisst, sie müssen den Arbeitsbereich sehr gut kennen.

Werner Fankhauser: Ich wage es, die beiden Systeme zu beurteilen: Ich habe das Gefühl, bei der ISO-Norm besteht die Gefahr, die Qualität dem Betrieb aufzusetzen, anstatt sie zu leben. Ausserdem passt die IN-Qualis-Fachnorm einfach besser, wenn man mit einem Leistungsvertrag des Kantons arbeitet.

Frau Miani, Sie haben den Revisionsprozess der Fachnorm zusammen mit der BFH und weiteren Expert*innen geleitet. Was geht Ihnen dazu im Rückblick durch den Kopf?

Charlotte Miani: Ich denke gerne an diesen Prozess zurück. Er ist schlussendlich gut gelungen. Es war uns wichtig, dass wir möglichst alle Anspruchsgruppen miteinbeziehen: die bereits zertifizierten Organisationen, die Vertreter*innen der Kantone, die Bundesstellen, konkret die Staatssekretariate für Migration und Wirtschaft, und auch die Zertifizierungsstellen. Zwar mussten wir erkennen, dass sich nicht immer alle ganz zufriedenstellen lassen. Wir mussten uns für einen Weg entscheiden und in Kauf nehmen, dass wir gewisse Leute, die mitgearbeitet und mitgedacht haben, etwas enttäuschen. Das war nicht einfach. Eine Herausforderung war auch, die Flughöhe der Anforderungen richtig zu definieren. Sie durften nicht zu allgemein sein und auch nicht zu konkret, weil sie für verschiedene Organisationen passen sollten.

Im letzten Jahr haben sich dreissig Organisationen nach der neuen IN-Qualis-Norm zertifizieren lassen. Wir haben den Eindruck, dass die Norm gut aufgenommen wurde. Wir haben oft gehört, dass sie zu den Betrieben passt und sie sich darin wiederfinden.

Welche Rolle spielte die Akkreditierung und die Zusammenarbeit mit der BFH für die Anerkennung der Fachnorm?

Charlotte Miani: Wenn eine Norm von der Schweizerischen Akkreditierungsstelle geprüft wird und die Akkreditierungstauglichkeit ausgestellt wird, dann ist die Qualitätsprüfung der Qualitätsnorm erfolgt. Dies kann bei der Kommunikation helfen, etwa gegenüber den Anspruchsgruppen. Aus diesem Grund haben wir die Akkreditierung von Anfang an angestrebt. Die BFH hat das Fachwissen eingebracht. Sie war für die inhaltliche Arbeit verantwortlich und dafür, dass die Akkreditierungstauglichkeit auch erlangt wird. Die BFH verfügt über Spezialist*innen aus der Arbeitsintegration, den sozialen Organisationen und dem Qualitätsmanagement, die gleichzeitig einen starken Praxisbezug haben. Es war gut, dass wir auf dieses vielfältige Fachwissen der BFH zurückgreifen konnten.

Ich möchte nun den Blick öffnen auf andere Bereiche der Sozialen Arbeit. Welche Voraussetzungen müssten gegeben sein, damit sich eine Norm tatsächlich durchsetzt?

Werner Fankhauser: Ich denke, es braucht für die Schaffung von Fachnormen eine gewisse Grösse des Arbeitsfeldes und ein Potenzial. Für viele kleine Normen wird kaum die nötige Anerkennung erfolgen. Es braucht eine gewisse Grundgrösse des Bereichs, damit eine Norm wirklich Gewicht hat. Oder anders gesagt: Will man verschiedene Arbeitsfelder abdecken, muss man die richtigen Anspruchsgruppen miteinbeziehen und dafür sorgen, dass man diesen gerecht wird.

Eignen sich denn generell Arbeitsfelder oder Bereiche, in denen auch grössere Organisationen aktiv sind, wie beispielsweise der Bereich Menschen mit Beeinträchtigungen?

Charlotte Miani: Ja, das wäre ein guter Bereich. Ein anderer geeigneter Bereich könnte auch der Kindes- und Erwachsenenschutz sein. Aber es ist wichtig, dass der Bedarf aus dem Feld kommt. Es braucht einen gewissen Leidensdruck und eine Motivation aus dem Feld, damit Akzeptanz und Nutzen für die Organisationen entstehen kann. Es wird schwierig, wenn von aussen etwas aufgezwungen wird.

Gibt es Inhalte der IN-Qualis-Norm, die für andere Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit interessant sein könnten?

Charlotte Miani: Ich habe den Eindruck, dass das Modul «Aufnahme- und Begleitprozess» eigentlich ein Kernelement von vielen Angeboten der Sozialen Arbeit ist. Ich denke, man könnte dieses Modul auch für andere Fachnormen verwenden und die entsprechenden Prozesse daran anhängen. Man könnte vielleicht sogar IN-Qualis für andere Bereiche ausbauen. ■



Werner Fankhauser

Rene Rüegg, Wissenschaftlicher Mitarbeiter
rene.rueegg@bfh.ch

... begleitet verschiedene Projekte unter anderem im Bereich Qualität sozialer Dienstleistungen.

Welche Rolle spielt «authentisch sein» bei Fachpersonen in Kindesanhörungen?



Madlaina Stauffer



Dominik Bodmer



Joel Stalder

In einer Vorstudie ging die BFH der Frage nach, wie Kindesanhörungen durch die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) gestaltet werden. Die Ergebnisse wurden mit Vertreter*innen der Praxis diskutiert. Als wichtiges Thema stellte sich in diesem Prozess der Begriff «Authentizität» heraus, also die Glaubwürdigkeit oder Echtheit der Fachpersonen.

Die Kindesanhörung bei der KESB ist ein facettenreiches Geschehen. In einer knappen Stunde soll das Kind zentrale Informationen über Inhalt, Ablauf und Stand (zum Beispiel geplante Massnahmen oder Regelungen) des Verfahrens erhalten, seine Meinung zu seiner Situation und seine Einstellung zu den anstehenden Veränderungen äussern können (Brunner & Trost-Melchert, 2014). Dies macht es möglich, das Kind in den Belangen zu beteiligen, die es persönlich betreffen (Mitwirkungsrecht) und gleichzeitig seine Persönlichkeit anzuerkennen. Der Entscheidungsträger oder die entscheidende Instanz können sich bei der Anhörung persönlich ein Bild vom Kind, seiner Befindlichkeit und seinen Bedürfnissen machen, was eine zusätzliche Perspektive auf die Problemlage ermöglicht (Sachverhaltsabklärung, vgl. Kantonales Jugendamt, 2017).

Bisher ist wenig über das konkrete Arrangement der Kindesanhörung durch die KESB bekannt. In einer Vorstudie stellten wir deshalb dieses Thema in den Fokus und gingen der Frage nach, wie Fachpersonen der KESB gemeinsam mit dem Kind die Anhörung gestalten. Die Ergebnisse der Vorstudie deuten darauf hin, dass die Handlungen in der Anhörung davon abhängen, welche Bedeutung die Fachpersonen der Anhörung beimessen und welche Erwartungen und Ansprüche sich daraus ergeben. Die Bedeutungszuschreibungen sind wiederum vom Kontext und der Ausstattung der Fachperson abhängig. Basierend auf Aussagen der Fachpersonen arbeiteten wir drei Anhörungsformen heraus: die Anhörung als formaljuristischer Akt, die Anhörung als erkenntnisgenerierender Akt und die Anhörung als Akt der Anerkennung (Bodmer, Stalder & Stauffer, 2020).

In einem Workshop mit Fachpersonen der KESB diskutierten wir unsere Ergebnisse und Schlussfolgerungen.

Heterogene Gestaltung von Anhörungen

In der Diskussion mit den Fachpersonen der KESB stand die heterogene Gestaltung der Anhörungen im Zentrum. Dabei bestätigten sich unsere Befunde, dass die Vielfalt bezüglich der Anhörungsgestaltung nicht nur auf eine Anpassung an den Fall oder das Kind, sondern zu einem wesentlichen Teil auf Eigenschaften der Fachpersonen (z.B. Wissen, Einstellung oder Persönlichkeitsmerkmale) zurückzuführen ist (vgl. Bodmer, Stalder & Stauffer, 2020). Im Workshop wurden diese Eigenschaften der Fachperson mit dem Begriff «Authentizität» in Verbindung gebracht. Doch: Was bedeutet Authentizität von Fachpersonen in diesem Kontext? Inwiefern ist sie wichtig? Und welche Schlussfolgerungen lassen sich aus den Überlegungen für die Praxis der Kindesanhörung ziehen?

«Authentizität» als Begriff

Im Psychologie-Lexikon Dorsch wird «authentisch sein» in Anlehnung an Harter (2002) definiert als «sich entsprechend seinen Gedanken, Emotionen, Werten, Vorlieben und so weiter auszudrücken und zu handeln» (Wirtz, o.D.). Dieses Verständnis von Authentizität würde (z.B. Entscheid für oder gegen eine Kindesanhörung) sowie die Gestaltung (z.B. Verwendung von kindgerechter Sprache) nach ihrem persönlichen Gusto gestalten könnten. Die Berufung auf Authentizität birgt somit Gefahren oder wie Thiersch (2009) es ausdrückt: «Die Frage nach Authentizität ist auch deshalb problematisch,

weil sie Pädagogen unangreifbar macht, sie immunisiert gegen Selbstkritik und Kritik.» Ein reflexiver und selbstkritischer Blick ist aber notwendig, um professionelles Handeln im Bereich des Kindesschutz vom Alltagshandeln abzugrenzen und eine Balance zu finden zwischen wissenschaftlichen und hermeneutisch-fallorientierten Komponenten (Dewe et al., 2011).

«Authentizität» in der Anhörungspraxis

Die Diskussion, wieviel «Person» das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit beinhaltet oder beinhalten sollte, kann nicht abschliessend geklärt werden. Klar ist jedoch, dass im pädagogischen Handeln und in der Beziehungsgestaltung immer etwas Persönliches mit-schwingt. Das lässt Authentizität zu (Thiersch, 2009). Folglich ist jede professionelle Beziehung in der Sozialen Arbeit neben spezifischen (rollenbezogenen) Anteilen auch durch diffuse (personenbezogene) Anteile gekennzeichnet (Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013). Findet beispielsweise eine Fachperson die Ausführungen eines Kindes in der Kindesanhörung langfädig, unverständlich oder unpassend, wäre es unangemessen, dies dem Kind direkt zurückzumelden. Gleichzeitig ist es aber legitim, ja sogar wünschenswert, dem Kind die Irritationen oder Unklarheiten zu spiegeln und es zurück zum Thema zu bringen. Das Rückmelden sollte durch eine professionelle Gesprächsführung geschehen, die sich an der Sprache der Kinder orientiert (Dewe et al. 2011, S. 36) und den Grundsätzen der Wertschätzung und Urteilsfreiheit gerecht wird. Authentizität im professionellen Setting bedeutet somit nicht nur «als Person, wie sie sich selbst sieht, in Erscheinung zu treten», sondern dies mit einer entsprechenden Haltung (Interesse, Prinzipien professionellen Handelns etc., siehe dazu z.B. Becker-Lenz & Müller-Hermann, 2013) und fachlichen Kompetenzen (Gesprächsführung, Fallverstehen) zu tun.

Professionelle Authentizität praktizieren

Rogers (1995) beschreibt Authentizität in der Therapie und Beratung mit dem Begriff «Kongruenz» und meint damit, dass die Fachperson echt ist, sich nicht verstellt. Um den Zustand der Kongruenz zu erreichen ist es erforderlich, sich erstens der Gefühle und Gedanken, die man erfährt, bewusst zu werden, zweitens diese zu akzeptieren, um sie dann drittens entsprechend und angemessen zu kommunizieren (S. 339 f.). Dieses Verständnis professioneller Authentizität wird auch für die Beratung in der Sozialen Arbeit beansprucht (vgl. Abplanalp et al., 2020). Darüber hinaus beschreibt Thiersch (2009) Authentizität im pädagogischen Handeln als grundsätzliches Interesse am Gegenüber und als Voraussetzung für pädagogisches Handeln. Überträgt man diese Annahme auf das Setting der Kindesanhörung, muss sich die Fachperson für das Kind, seine Lebenswelt und seine Problemlagen interessieren, damit authentisches Verhalten als pädagogisches Handeln gelten kann.

Abschliessend kann festgehalten werden, dass Authentizität in Kindesanhörungen ein bedeutungsvoller Faktor ist. Wichtig ist jedoch, zu definieren, was unter

Authentizität im professionellen Kontext von Kindesanhörungen verstanden wird. Denn Authentizität allein reicht nicht, sondern muss an entsprechendes Handlungswissen und Haltungen gekoppelt und auf dieser Basis reflektiert werden. Durch diese Koppelung kann eine professionelle Beziehung entstehen, welche es ermöglicht, Informationen vom Kind zu erhalten und «das Kind in seiner Persönlichkeit anzuerkennen». Um in einer Kindesanhörung authentisch und zu gleich professionell zu agieren, benötigt die Fachperson somit Kompetenzen in der Gesprächsführung mit Kindern, ein geklärtes Rollenverständnis sowie ein ehrliches Interesse an den Kindern und ihrer Lebenswelt. ■

Literatur

- Abplanalp, E., Cruceli, S., Disler, S., Pulver, C., & Zwilling, M. (2020). *Berater in der Sozialen Arbeit: Eine Verortung zentraler Beratungsanforderungen* (S. 126f.). utb GmbH.
- Becker-Lenz, R. & Müller-Hermann, S. (2013). Die Notwendigkeit von wissenschaftlichem Wissen und die Bedeutung eines professionellen Habitus für die Berufspraxis der Sozialen Arbeit. In R. Becker-Lenz, S. Busse, G. Ehrlert & S. Müller-Hermann (Hg.). *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven* (S. 203–229). Wiesbaden: Springer VS.
- Bodmer, D., Stalder, J. & Stauffer M. (2020). Kinder (an-)hören: Ein Blick in die Anhörungspraxis. *Zeitschrift für Kindes- und Erwachsenenschutz*, 2020(4), S. 317–340. Schulthess Juristische Medien
- Brunner, S. & Trost-Melchert, T. (2014). *Die Kindesanhörung. Ein Leitfaden für die Praxis im Rechts-, Bildungs- und Gesundheitswesen*.
- Dewe, B., Ferchhoff, W., Scherr, A. & Stüwe, G. (2011). *Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Harter, S. (2002). *Authenticity*. In C. R. Snyder & S. J. Lopez (Eds.), *Handbook of positive psychology* (S. 382–394). Oxford University Press.
- Kantonales Jugendamt. (2017). *Praxis der Kindesanhörung in Kindesschutz- und Scheidungsverfahren im Kanton Bern Analyse und Handlungsempfehlungen*. Abgerufen von jgk.be.ch/jgk/de/index/kindesschutz-und-scheidungshoerung.assetref/dam/documents/JGK/KJA/de/jugendamt/KJA_FE_Praxis-Kindessanh%C3%B6rung-in-Kindesschutz-und-Scheidungsverfahren-Kanton-Bern_de.pdf
- Rogers, C. R. (1995). *On becoming a person: A therapist's view of psychotherapy*. Houghton Mifflin Harcourt.
- Thiersch, H. (2009). Authentizität. In R. Becker-Lenz, S. Busse, G. Ehrlert & S. Müller (Hg.). *Professionalität in der Sozialen Arbeit* (S. 239–253). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wirtz, M. A. (Hg.) (o.D.) Dorsch. Lexikon der Psychologie. Hogrefe. Abgerufen von dorsch.hogrefe.com/stichwort/authentizitaet

Madlaina Stauffer, Wissenschaftliche Mitarbeiterin

madlaina.stauffer@bfh.ch

... forscht zu Themen der Kinder- und Jugendhilfe.

Dominik Bodmer, Externe Fachperson

dominik.bodmer@fhnw.ch

... ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW und forscht zur Beziehungsgestaltung in der Kinder- und Jugendhilfe.

Joel Stalder, Externe Fachperson

joel.stalder@bfh.ch

... ist in der Mediation und Beratung sowie als Lehrbeauftragter tätig.

Bildungsbeitrag von sozialpädagogischen Fachpersonen an Tagesschulen



Prof. Dr. Emanuela Chiapparini

Kinder und Jugendliche können in Tagesschulen und Horten wichtige Erfahrungen sammeln. Sie entwickeln dabei Kenntnisse, wie Kommunikations- oder Konfliktfähigkeit, die ein gelingendes Aufwachsen unterstützen. Diese Fähigkeiten sind auch im Lehrplan 21 verankert. Allerdings bleibt bisher vage, worin der Bildungsauftrag in Betreuungsangeboten besteht.

Der Bedarf an Betreuungsformen im Schulkontext nimmt in der Schweiz stetig zu. Die aktuellen Erhebungen des Bundesamts für Statistik (BFS) zeigen, dass 2018 rund dreissig Prozent aller 4- bis 12-Jährigen mindestens einmal pro Woche eine schulergänzende Betreuung besucht haben (BSF, 2020). Zwar ist das Interesse an Tagesschulen, Mittagstischen oder Horten je nach Sprachregion oder Bevölkerungsdichte unterschiedlich. So ist etwa in städtischen Gebieten der Romandie ein besonders hoher Bedarf zu verzeichnen. Für die gesamte Schweiz gilt, dass Angebote der schulergänzenden Betreuung in städtischen Gebieten stärker genutzt werden (61,7%) als in ländlichen Regionen. Doch lebt immerhin ein knapper Viertel aller in solchen Angeboten betreuten Kinder in ländlichen Gebieten.

Bildungsauftrag in der Betreuung?

Mit der gestiegenen Nutzung der Betreuung durch meist eingeschulte 4- bis 12-jährige Kinder setzten Transformationsprozesse in Schule und Sozialpädagogik ein. Diese lassen sich insbesondere an Tagesschulen nachzeichnen (vgl. Chiapparini et al., 2020). Gemeinsam haben die unterschiedlichen Betreuungsformen die Verzahnung von Unterricht, Mittagszeit und Freizeit. Der Aussenblick auf diese Lernsettings verführt dazu, die Betreuungsformen vermehrt für die Aufsicht der Kinder zuständig zu machen. Demgegenüber wäre der Unterricht vermehrt für die Wissensvermittlung und damit für die formale Bildung zuständig. Allerdings zeigen die Praxis sowie Studienergebnisse zu Tagesschulen in der Schweiz und Deutschland, dass in den verzahnten Betreuungsformen mit der Schule eine verstärkte und unerlässliche Wissens- und Persönlichkeitsbildung stattfindet.

Allerdings kann sich das Personal in den Betreuungsformen, insbesondere die sozialpädagogischen Fachpersonen, – anders als Lehrpersonen an Tagesschulen in der Schweiz – auf keinen gesetzlich verankerten Bildungsauftrag beziehen. Da in der Schweiz die Schulen auf Gemeindeebene gesteuert werden, ist es von den einzelnen Schulgemeinden abhängig, ob und

welche Profile für sozialpädagogische Fachpersonen oder pädagogische Grundlagen für die unterschiedlichen Betreuungsangebote erarbeitet werden.

Diese Schieflage in der gesetzlichen Verankerung des Bildungsauftrags zwischen Lehrpersonen und sozialpädagogischen Fachpersonen spiegelt sich in der Aufteilung der Zuständigkeiten wider. Sie zeigt sich aber auch darin, wie die fachlichen Tätigkeiten beider Berufsgruppen ermöglicht und anerkannt werden (vgl. Chiapparini et al., 2019). Gleichzeitig appelliert die Fachwelt an die sozialpädagogischen Fachpersonen, den Transformationsprozess zwischen Schule und Sozialpädagogik selbstbewusst mitzugestalten (vgl. Chiapparini et al., 2020). Zudem verfügt die Sozialpädagogik über bewährte Konzepte und Methoden zu Partizipation, Anerken-

Bildung in der schulergänzenden Betreuung – Was heisst das konkret?

Tagung am Mittwoch 27. Oktober 2021, Bern

An der Fach- und Praxistagung von BFH und Berufsverband Kibesuisse wird der Bildungsauftrag in der schulergänzenden Betreuung aus den Perspektiven der Praxis und des Fachdiskurses reflektiert, geschärft und konkretisiert. Nach zwei Kurzvorträgen aus Forschung und Praxis stehen zehn moderierte Workshops zu ausgewählten thematischen Schwerpunkten rund um den Bildungsauftrag im Zentrum. Die Referierenden und Teilnehmenden erarbeiten, was Bildung in der schulergänzenden Betreuung konkret heisst. Die Ergebnisse fliessen in das Schlusspapier als Grundlage für Folgearbeiten ein. Die Fachtagung richtet sich an strategische und operative Leitungspersonen der schulergänzenden Bildung und Betreuung.

Kontakt: emanuela.chiapparini@bfh.ch

nung, alltagsnahe Lernen, Identitätsbildung und Konfliktlösung vor dem Hintergrund von Vielfalt.

Erweiterter Bildungsbegriff

Das Konzept der formalen, non-formalen und informellen Bildung ist etabliert (vgl. z.B. Otto & Rauschenbach, 2008). Mit formaler Bildung wird das institutionelle Lernarrangement bezeichnet, dessen Besuch verpflichtend und mit dem Erwerb eines Lernzertifikats versehen ist (beispielsweise in klassischen Schullektionen). Demgegenüber ist die Teilnahme an non-formaler Bildung freiwillig und erfolgt meist ohne Erwerb von Zertifikaten (beispielsweise Freizeitangebote). Schliesslich ermöglicht informelle Bildung selbstorganisierte, bewusste und unbewusste Lernprozesse, die meistens im ausserunterrichtlichen Lernsetting abseits von organisierten, strukturierten und kontrollierten Lernarrangements in öffentlichen Bildungsinstitutionen stattfinden.

Die Trennschärfe dieser Bildungsformen wird von verschiedenen Autor*innen in Frage gestellt, weil beispielsweise im Unterricht auch informelle Bildungsprozesse stattfinden (vgl. z.B. Züchner, 2013). Dennoch kann festgehalten werden, dass an Tagesschulen alle drei Bildungsformen stattfinden: im Unterricht, während der Mittagszeit und in den Freizeitangeboten. Insbesondere in der Mittagszeit und in den Freizeitangeboten sind sozialpädagogische Fachpersonen tätig, deren Handlungen – im Vergleich zu denen von Lehrpersonen – nicht primär auf die Wissensvermittlung zielen, sondern auf die Persönlichkeitsbildung.

Persönlichkeitsbildung als Subjektbildung

Gemäss Scherr (Scherr, 2008, S. 140) umfasst die Subjektbildung die Selbstwahrnehmung, das Selbstbewusstsein und die Selbstbestimmungsfähigkeit, welche nicht durch festgelegte Prozesse, sondern durch «voraussetzungsvolle Eigenleistung von Individuen» (ebd.) anzueignen seien. Deshalb erachtet Scherr insbesondere Freiräume, in denen die Heranwachsenden an «Kommunikations- und Handlungszusammenhängen teilnehmen» (ebd.), als besonders geeignet. Heranwachsende sollen eine lebenspraktische Autonomie herstellen können, wobei der Beziehungsarbeit eine zentrale Rolle zukommt (vgl. Chiapparini et al., 2018, Scherr, 2008).

An einem solchen Bildungsverständnis, das für den Handlungsbereich der Kinder- und Jugendhilfe bedeutsam ist und die Sicherstellung von Freiräumen voraussetzt, knüpft der Bildungsbeitrag von sozialpädagogischen Fachpersonen in der schulergänzenden Betreuung an. Er umfasst über die primäre Versorgung und die Beaufsichtigung der Heranwachsenden hinausgehend vielfältige Möglichkeiten der Unterstützung einer Persönlichkeitsbildung als Subjektbildung. Die folgenden Beispiele veranschaulichen diesen Bildungsbeitrag: Schulergänzende Betreuungsangebote erlauben es den Kindern, den Umgang mit Konflikten zu erlernen oder Fähigkeiten zu erwerben, die dazu beitragen, soziale und biographische Herausforderungen besser zu bewältigen. Auch die Fähigkeit differenziert, politisch und moralisch urteilen zu können, kann erprobt werden (vgl. Scherr, 2008).

Klärungsbedarf der Perspektiven auf den Bildungsauftrag

Es existieren die verschiedensten Perspektiven auf den Begriff «Bildungsauftrag»: Für Schulen bilden die «überfachlichen Kompetenzen» einen Schlüsselbegriff. Der vorliegende Artikel ist hingegen durch den Blick der Sozialen Arbeit geprägt und orientiert sich an der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder. In bildungspolitischen Vorstössen wird dagegen eher die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutiert. Eine nochmals andere Perspektive erhält, wer sich mit der Bezeichnung der Betreuungsformen befasst: Wenn die Betreuungsangebote auch ausserhalb der Schule stattfinden, wird der Begriff «schulergänzende Betreuung» benutzt. Wenn die Betreuung das Lernsetting des Schulunterrichts ergänzt, spricht man von «unterrichtsergänzender Betreuung» und der Begriff «nicht-unterrichtliche Aktivitäten» betont die Gleichwertigkeit der Bildungssettings. Diese vielfältigen Perspektiven sollen nun in eine Fach-Praxis-Tagung einfließen (siehe Kasten S. 30). Ziel dieser Tagung ist es, den Bildungsbegriff mit einem breiten Publikum zu diskutieren und zu schärfen. ■

Literatur

- Bundesamt für Statistik (BFS). (2020). *Grosseltern, Kindertagesstätten und schulergänzende Einrichtungen leisten den grössten Betreuungsanteil. Familien- und schulergänzende Kinderbetreuung im Jahr 2018*. Neuchâtel.
- Chiapparini, Emanuela, Thieme, Nina & Sauerwein, Markus. (2020). Tagesschulen in der Schweiz. Ein neues und herausforderndes Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. In *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit* 25/19 (1), S. 157–173.
- Chiapparini, Emanuela, Kappler, Christa & Schuler Braunschweig, Patricia. (2018). Ambivalenzen eines erweiterten Bildungsbegriffs an Tagesschulen. Befunde aus einer qualitativen Untersuchung mit Lehrkräften und sozialpädagogischen Fachkräften an Tagesschulen in Zürich. In *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 13, Heft 3, S. 321–335.
- Chiapparini, Emanuela, Scholian, Andrea, Schuler, Patricia & Kappler, Christa. (2019). All-day schools and social work: A Swiss case study. In *International Journal of Extended Education* 7, Heft 1, S. 60–68.
- Chiapparini, Emanuela. (2019). *Tagesschulen, kurz und bündig erklärt*. Bern: BFH-Blog knoten&maschen. Abgerufen von knoten-maschen.ch/tagesschulen-kurz-und-buendig-erklart
- Otto, Hans-Uwe & Rauschenbach, Thomas (Hg.). (2008). *Die andere Seite der Bildung. Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Züchner, Ivo. (2013). Formale, non-formale und informelle Bildung in der Ganztagschule. In *Jugendhilfe* 51, Heft 1, S. 26–35.
- Scherr, Albert. (2008). Subjekt- und Identitätsbildung. In Thomas Coelen & Hans-Uwe Otto (Hg.): *Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch*. 1. Aufl. (S. 137–145). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Züchner, Ivo. (2013). Formale, non-formale und informelle Bildung in der Ganztagschule. In *Jugendhilfe* 51 (1), S. 26–35.

Prof. Dr. Emanuela Chiapparini, Dozentin

emanuela.chiapparini@bfh.ch

... lehrt im Bachelor und Master und forscht zu Elternbildung, Freizeit, Professionalisierung und Tagesschulen sowie zu Partizipation in der Armutsprävention.

«Auch wer nicht zu den Leistungsstärksten gehört, muss eine Chance erhalten!»



Im Interview spricht Roger Lemp, Geschäftsführer und Inhaber der Auto Lemp AG Attiswil, aus der Sicht eines Lehrbetriebs über seine Erfahrungen mit dem Projekt.

Text und Interview: Matthias von Bergen

Das Interview fand im Januar 2021 statt.

Der Auftrag der Beschäftigungs- und Integrationsangebote endet in der Regel mit der Vermittlung einer Arbeits- oder Lehrstelle. Dies führt dazu, dass viele der Vermittelten die Stelle wieder aufgeben und in die Sozialhilfe zurückkehren. Das Projekt «Stellenvermittlung Plus» geht einen anderen Weg, der für alle Partner*innen vielversprechend ist.

Herr Lemp, Ihre Firma ist am Pilotprojekt «Stellenvermittlung Plus» des Vereins maxi.mumm beteiligt. Was war Ihre Motivation teilzunehmen?

Roger Lemp: Mit den letzten Lehrlingen haben wir teilweise schlechte Erfahrungen gemacht. Aus diesem Grund wollte ich keine Lernenden mehr ausbilden. Wir hatten uns bei der zuständigen Stelle schon abgemeldet. Es war eine Mitarbeiterin von maxi.mumm, die mich auf das Angebot des Projektes aufmerksam gemacht hat. Die Aussicht auf ein «Job-Coaching» hat mich überzeugt, es nochmal zu versuchen. Mit Maksun Cana, der bei der Auto Lemp AG nun die Lehre zum Automobilfachmann EFZ macht, haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht. Er ist motiviert und hochgradig engagiert. Wir sind sehr zufrieden mit ihm. Herr Cana wird von Michael Frey, seinem Job-Coach bei maxi.mumm, begleitet.

Worin besteht der konkrete Nutzen des Angebots für Sie als Arbeitgeber?

Für uns als Lehrbetrieb ist es sehr wertvoll, dass es diese Nachbetreuung gibt. Der Nutzen besteht vor allem darin, dass gar keine Probleme entstehen, weil alles was ansteht, früh angesprochen wird. Es ist für den Lernenden wichtig, dass es regelmässige Treffen mit dem Job-Coach gibt. Mir als Arbeitgeber gibt es Sicherheit, dass ich nicht allein bin, wenn Probleme entstehen. Bei Herrn Cana war das bisher nie der Fall. Aber bei den Lernenden der letzten Jahre wäre ich gottentfroh gewesen, es hätte eine solche Unterstützung gegeben. So hätten Lehrabbrüche verhindert werden können.

Sie sagen, es sei beruhigend zu wissen, jemand wäre da, den man kontaktieren könnte. An welche Probleme denken Sie?

Wir kennen aus den früheren Lehrverhältnissen vielfältige Probleme. Dabei geht es etwa um dauerndes Zu-

spätkommen, Schwänzen oder wenn Lernende sich regelmässig montags krankmelden. Probleme werden auch deutlich, wenn wir von der Berufsschule Telefonanrufe erhalten, dass die Aufgaben nicht gemacht würden oder die Noten in der Berufsschule sehr schlecht seien.

Was ist Ihre Erwartung an den Anbieter des Job-Coachings?

Ich erwarte, dass mir der Job-Coach offen darlegt, was das für Personen sind, die sich bei mir für eine Lehrstelle melden und dass er da ist, falls es Probleme gibt. Besonders wertvoll ist, dass man sich mit dem Coach bewusst Zeit nimmt, die Situation regelmässig anzuschauen, gemeinsam mit dem Lehrling und dem Lehrlingsbetreuenden. Unsere Erwartungen sind bisher ganz erfüllt worden.

Wie läuft das Job-Coaching ab?

Zu Beginn haben wir uns einmal pro Monat getroffen. Jetzt haben wir den Rhythmus auf drei Monate verlängert, da die Lehre so erfolgreich verläuft. Die Besprechung wird vom Job-Coach geleitet und wir tauschen uns darüber aus, wie es in der Lehre läuft, was konkret ansteht. Dabei können alle ihre Anliegen einbringen. Das eine Mal geht es vielleicht darum, ob und wie die Arbeitskontrolle ausgefüllt wird, ein anderes Mal dann um die Herausforderungen des Distance-Learning, das wegen der Corona-Pandemie nötig ist. Aber natürlich kommen auch die positiven Erfahrungen zur Sprache!

Gibt es aus Ihrer Sicht eine «soziale Verantwortung» als Unternehmer?

Das war immer ein Thema für uns. Nicht alle haben es einfach im Leben. Wir haben bei der Auswahl von Lernenden nie einfach die Besten genommen, sondern immer jene, die noch keine Lehrstelle gefunden hatten.



Lehrling Maksun Cana bei der Arbeit.

Evaluationsergebnisse von «Stellenvermittlung Plus»

Zum Abschluss der Pilotphase im Sommer 2020 wurde das Projekt des Vereins maxi.mum Langenthal von der BFH evaluiert. Insgesamt ergibt sich aufgrund der durchgeführten Befragungen eine deutlich positive Einschätzung des Angebots. Organisation und Prozesse werden von allen Beteiligten als einfach und klar wahrgenommen. Der Aufwand für Arbeitgebende und zuweisende Stellen ist verhältnismässig klein. Die Zusammenarbeit mit den Projektverantwortlichen wird als unkompliziert und lösungsorientiert erlebt.

Von Arbeitgebenden und Projektteilnehmenden wird primär die Sicherheit geschätzt, dass bei Bedarf mit dem Job-Coach professionelle Unterstützung zur Verfügung steht. Alle befragten Anspruchsgruppen sind sich einig: Ohne die Unterstützung durch das Job-Coaching im Rahmen des Projektes, hätte die Mehrheit der begleiteten Lehr- und Anstellungsverhältnisse nicht weitergeführt werden können. Die Intervention erhalten nicht alle, sie erfolgt nur, wenn sie Sinn macht. Eine sorgfältige Triage kann den effizienten Einsatz der Mittel sicherstellen. Mit dem Coaching-Angebot steigen in den hier betrachteten Fällen die Chancen, dass die Teilnehmenden finanziell auf eigenen Beinen stehen können. Dies macht eine Ablösung von der Sozialhilfe möglich und erst so haben die Vorinvestitionen für die berufliche Integration im Rahmen der BIAS-Programme eine nachhaltige Wirkung.

Aufgrund des relativ kurzen Evaluationszeitraums kann die Frage nach der Nachhaltigkeit des Angebots nicht abschliessend beantwortet werden. Aber es gibt Hinweise, dass sich Investitionen in die Nachbegleitung auch finanziell auszahlen: Durchschnittlich liegt der Aufwand für die Begleitung bei CHF 5'100 pro Teilnehmer*in und Jahr. Dem stehen jährliche Netto-Ausgaben der Sozialhilfe in der Grösse von bis CHF 32'000 pro Dossier und Jahr gegenüber, mit denen die Haushalte der Teilnehmenden voraussichtlich längerfristig unterstützt werden müssten, wenn die berufliche Integration nicht gelingt.

«Etliche Kollegen von mir klagen, dass sie keine guten Lernenden finden. Mit der Unterstützung eines Job-Coach könnten in etlichen Fällen Lehrabbrüche vermieden werden. Gemeinsam kann man erreichen, dass Lernende durchhalten und einen Lehrabschluss erlangen. So können sie dann langfristig auf eigenen Füüssen stehen.»

Auch wer nicht zu den schulisch Leistungsstärksten gehört, muss eine Chance erhalten! Wichtig ist, dass jede und jeder einen Abschluss macht. Es ist ein schönes Erlebnis, wenn man dazu beitragen kann, dass der Einstieg in die Arbeitswelt gelingt.

Was können soziale Institutionen wie der Verein maxi.mum dazu beitragen?

Es geht vor allem darum, die richtigen Lehrbetriebe zu finden. Nicht für alle Lernenden ist die gleiche Umgebung sinnvoll. Während für die einen eine grosse Lehrwerkstätte mit zwanzig oder mehr Lernenden gut sein kann, entwickeln sich andere besser in einem kleinen Familienbetrieb, wie dem unseren, wo selbständiges Handeln von Beginn weg eine Voraussetzung ist. Eine wichtige Bedeutung haben deshalb auch Schnupperwochen und Vorpraktika, bei denen deutlich wird, ob jemand auf eine Stelle passt.

Was braucht es, damit mehr Arbeitgebende für solche Kooperationen gewonnen werden können?

Bevor wir das Lehrverhältnis mit Maksun Cana eingingen, wusste ich nichts von derartigen Angeboten. Deshalb mussten die Unterstützungsangebote für Arbeitgebende bekannter werden. Es ist gut, wenn soziale Institutionen direkt auf Unternehmen zugehen. Vielleicht wäre es noch zielführender, in Absprache mit Branchenverbänden und mit Hilfe von ihren Kommunikationskanälen zu informieren.

Etliche Kollegen von mir klagen, dass sie keine guten Lernenden finden. Mit der Unterstützung eines Job-Coach könnten in etlichen Fällen Lehrabbrüche vermieden werden. Gemeinsam kann man erreichen, dass Lernende durchhalten und einen Lehrabschluss erlangen. Einen Beruf müssen sie gelernt haben! So können sie dann langfristig auf eigenen Füüssen stehen.

Ich bin zuversichtlich, dass mit gut geführten Job-Coaching-Projekten und Arbeitgebenden, die hier mitmachen, noch mehr junge Menschen, die es nicht ganz einfach haben, erfolgreich zu einem Berufsabschluss kommen. Nur so können sie nachhaltig in der Arbeitswelt Fuss fassen. ■

Prof. Matthias von Bergen, Dozent und Projektleiter BFH
matthias.vonbergen@bfh.ch

... arbeitet im Bereich Soziale Organisationen und Sozialwirtschaft. Zu seinen Schwerpunkten gehören neben anderem Organisationsentwicklung und Reformprojekte im Sozialbereich.



1. Juni 2021

Berufliche Standortbestimmung ab 40 Jahren / «viamia»

Wie kann die Arbeitsmarktfähigkeit älterer Mitarbeitenden mittels Standortbestimmung und Laufbahnberatung erhalten werden?

Wir laden Sie ein, dies mit Expert*innen an einer Online-Mittagsveranstaltung zu erörtern und stellen Ihnen das kostenlose Angebot «viamia» vor.

Weitere Informationen
bfh.ch/arbeitsmarkt45plus/viamia



16. Juni 2021

Abendveranstaltung: Sozialbehörden-Forum

Sozialbehörden haben im Rahmen ihrer Aufsichtstätigkeit die Aufgabe zu prüfen, wie die Fälle der Sozialhilfe durch den Sozialdienst geführt werden. Das Sozialbehörden-Forum gibt Impulse für die Dossierkontrolle. Zielpublikum sind Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern gemäss Art. 16 Sozialhilfegesetz und weitere interessierte kommunale Behördenmitglieder.

Die BFH führt die Veranstaltung im Auftrag der Gesundheits-, Sozial- und Integrationsdirektion des Kantons Bern, Amt für Integration und Soziales durch.

Weitere Informationen
bfh.ch/soziale-arbeit/sozialbehoerden-forum-2021



18./19. Juni 2021

1. Konferenz zu Service Learning an Hochschulen

Kooperationen mit der Zivilgesellschaft sind an Schweizer Hochschulen ein noch junges Phänomen. Real existierende gesellschaftliche Herausforderung bringen die Akteur*innen auf dem Campus zusammen: Das Studium wird mit Aktionen und Leistungen für zivilgesellschaftliche Partner*innen kombiniert, so kann eine neue Lernerfahrung für alle entstehen.

Das Departement Soziale Arbeit ist Gastgeberin der Konferenz zu Service Learning an Hochschulen.

Weitere Informationen
benedu.ch/konferenz/

Master in Sozialer Arbeit

Qualifizieren Sie sich für anspruchsvolle Aufgaben in Praxis, Forschung und Lehre. Der Master in Sozialer Arbeit bietet neue Perspektiven für Fachleute der Sozialen Arbeit. Besuchen Sie unsere Infoveranstaltung online oder sobald wie möglich wieder in Bern:

- Dienstag, 11. Mai 2021
- Dienstag, 15. Juni 2021
- Mittwoch, 14. Juli 2021

Jeweils um 12 Uhr sowie um 18.15 Uhr

Anmeldung und weitere Informationen
masterinsozialerarbeit.ch

MASTER IN SOZIALER ARBEIT

BERN
 LUZERN
 ST.GALLEN

Informationen zu unseren
 Infoveranstaltungen für den
 Bachelor in Sozialer Arbeit
[bfh.ch/soziale-arbeit/
 infoveranstaltungen-studium](https://bfh.ch/soziale-arbeit/infoveranstaltungen-studium)

Unsere Infoveranstaltungen
 für Weiterbildungsangebote
[bfh.ch/soziale-arbeit/
 infoveranstaltungen-wb](https://bfh.ch/soziale-arbeit/infoveranstaltungen-wb)

INSTITUTIONELL AKKREDITIERT NACH
HFKG 2017–2024

swissuniversity

EFQM  **Member**
Shares what works.

Impressum impuls 2/2021

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Departement Soziale Arbeit

Erscheinungsweise: 3× jährlich

Auflage: 8700 Exemplare

Redaktion: Martin Alder, Sarah Müller, Beatrice
Schild, Oliver Slappnig, Katalin Szabó

Fotos: Mark Nolan (6), iStock (Titelseite unten, 9, 16,
22 oben), Oliver Slappnig (Titelseite oben, 4–5, 11–13,
15, 23, 24–27); restliche: zVg

Layout: Oliver Slappnig

Druck: Vögeli AG, Langnau

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement: bfh.ch/soziale-arbeit/impuls

ISSN 1661-9412 (print), ISSN 2624-666X (online)



Höchster Standard für Ökoeffektivität.
Cradle to Cradle Certified™-Druckprodukte
hergestellt durch die Vögeli AG.
Bindung ausgenommen.

Berner Fachhochschule

Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
bfh.ch/soziale-arbeit

Studium

- Bachelor und Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung

- Master, Diploma und Certificate of Advanced Studies
- Kurse
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Evaluationen und Gutachten
- Entwicklung und Beratung
- Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Soziale Intervention
- Soziale Organisation
- Soziale Sicherheit
- Institut Alter